

# Mary Elizabeth Braddon



*M. E. Braddon*

Joshua Haggards Tochter  
Band 1

# **Joshua Haggard's Tochter.**

Erzählung

von

**M. E. Braddon**

Frei nach dem Englischen.



Berlin 1879.

Verlag von Otto Jahnke.

Berliner Buchdruckerei-Artien-Gesellschaft

Seherinnenschule des Lotte-Vereins.

# **Inhaltsverzeichnis**

## **Joshua Haggard's Tochter.**

Erstes Kapitel. Die verhängnisvolle Finsterniß.

Zweites Kapitel. Der Familienkreis.

Drittes Kapitel. Vater und Sohn.

Viertes Kapitel. Wald und Wildniß.

Fünftes Kapitel. Der Prediger macht eine Reise.

Sechstes Kapitel. Cynthia geht in Dienst.

## Erster Band.

### Erstes Kapitel.

#### *Die verhängnisvolle Finsterniß.*

**F**insterniß bedeckte die Erde — eine Finsterniß so dicht daß man vermeinte, sie fühlen zu können. Inmitten des herrlichsten warmen Erntewetters, wo allen Aussichten auf ein reich gesegnetes Jahr die schönste Erfüllung gewiß schien und die Landleute einander schon dazu beglückwünschten ward plötzlich Alles in Frage gestellt. Eine eigenthümliche schwarßgraue Farbe überzog den Himmel, man sah nicht etwa Wolken, nein so weit der Horizont reichte war Alles von der gleichen furchtbaren Eintönigkeit. Am hellen Mittag war plötzlich die Nacht hereingebrochen.

»Es muß eine Sonnenfinsterniß sein,« sagte nachdenklich der alte Fischer Jabez Long und deutete nach der Richtung, wo ein schmaler Streifen

kupferfarbigen Lichtes die Grenze zwischen Meer und Himmel bezeichnete.

»Eine Sonnenfinsterniß, Nachbar!« rief ein anderer Fischer, »wie kann es eine Sonnenfinsterniß sein, da doch keine im Kalender steht? Ich meine eher, es ist ein Strafgericht für die Pächter, weil sie vorige Weihnachten das Brod so theuer gemacht haben. Geschieht ihnen ganz recht wenn ihr Getreide ersäuft, ehe sie es in die Scheunen bringen können.«

Es regnete noch nicht, jeder aus der kleinen Gruppe von Fischern, welche sich in banger Beklommenheit vor dem am »Fischerende« von Comhaven belegenen Wirthshause zum Glockenring zusammengedrängt hatte, wußte aber, daß der Regen, sobald er zu strömen beginne, sich in Fluthen ergießen werde.

»Seht Euch ein Mal das Meer an!« rief Jabez.

Der Ocean jenes Meer, welches während des Sommers den Anblick eines smaragden Spiegels, den purpurne Schatten verdunkeltem zu gewähren pflegte, sah seltsam genug aus. Das Wasser hatte eine schmutzig rothe Farbe angenommen, die an manchen Stellen bis zu Indigo verdunkelte. Gleich dem Busen eines Menschen, in welchem der leidenschaftlichste Zorn kocht, hob und senkte sich das Meer, über den

Sand wälzte sich weißer Schaum und mit jeder heranrollenden Welle erhob sich ein Brausen wie von fernem Donner.

»Eine böse See,« sagte Jabez. »Ich hoffe der junge Squire wird es bleiben lassen, bei solcher Fluth von Clovelly herüberzukommen.«

»Ist er nach Clovelly?« fragte Mike Durran, der jüngere der beiden Fischer, wenn das Wort jung hier überhaupt noch am Platze ist, denn beide waren alt und grau und verwittert und sahen überdies aus als hätten die Jahre ihnen noch weniger angehabt als Wind und Wetter. Die Zeit war diesen Leuten in eintöniger Wiederkehr der Jahreszeiten dahingegangen — sie mußten sich vorkommen als hätten sie mindestens schon ein Jahrhundert gelebt.

»Ja, er segelte gestern Morgen und wollte heute zurückkommen. Er hat Jack und Peter, den Jungen bei sich ich glaube aber nicht, daß die Drei im Stande sind, das schwere alte Ding von Boot zu regieren. Es kann ihm mal recht schlecht gehen.«

»Das Geld mag ihm wohl knapp sein,« sagte Mike.

»Das Geld mag ihm wohl knapp sein, so lange der alte Squire lebt,« antwortete Jabez. »Geld genug ist da aber so lange der Alte am Leben ist, wird wohl kein Mensch die Farbe davon zu sehen bekommen.«

»Das ist ein wahres Wort,« brummte Mike Durran, während alle Umstehenden beifällig nickten; das Urtheil über den Squire war ihnen aus der Seele gesprochen.

»Er ist hart gegen alle Welt,« fuhr Jabez fort.

»Und am härtesten gegen sein eigenes Fleisch und Blut,« fügte ein Anderer hinzu. »Seine Grausamkeit hat seinen zweiten Sohn zur See getrieben.«

»Arnold,« sagte Jabez, »es war ein hübscher Bursche, ich sehe ihn noch vor mir. Ein schöner offener Bursche der für Jedermann ein freundliches Wort hatte.«

»Eine ganz andere Art wie Mr. Oswald,« nickte Mike. »der hat für keinen Hund, geschweige für einen Menschen ein Wort, immer bis an den Hals hinauf zugeknöpft und stolz wie Lucifer. Was aber sein Geld anbetrifft — so kann ich nicht sagen wie es aussieht.«

Damit war das Verdikt über den jungen Mann ebenfalls gefällt; wer in seiner Stellung nicht geben will oder kann ist im höchsten Grade unpopulär.

Es trat eine kleine Pause ein, vornehmlich deshalb weil alle Augen dieselbe Richtung nahmen und auf einen Mann blickten, welcher um den scharfkantigen Felsen bog der seewärts in ein gefährliches Riff auslief und das hingestreckte Stückchen Seeküste von

der lebhaften kleinen Stadt abschnitt, welche in einem Thale der fruchtbaren Hügel von Devonshire hingeschmiegt lag. Auf dieser Seite des Vorgebirges befand sich das ursprüngliche Fischerdorf, eine Reihe alter, strohgedeckter Hütten, die gegen die Klippe gebaut waren, und ein größeres altmodisches Haus mit niedrigem Dach, steifen Seitengiebeln und Zimmern mit so niedrigen Decken, daß sie den Gästen fast auf den Kopf fielen. Sie kamen deshalb nicht minder zahlreich, denn das beschriebene Gebäude war der allgemein beliebte Versammlungsort, das schon vorher erwähnte Wirthshaus zum Glockenring.

Derjenige, dessen Annäherung die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, unterschied sich schon in seinem Aeußern von den Fischern. Er war ein großer Mann mit breiter Brust und breiten Schultern, auf welchen ein edelgeformter Kopf mit durchdringenden schwarzen Augen, einer hohen Stirn und einem mächtigen Unterkiefer saß; die Farbe des Gesichtes war dunkel, Geist und Kraft hatten ihr Siegel darauf gedrückt; die Haltung zeugte von der Gewohnheit des Befehlens. Alles in Allem erschien er wie ein Mann von hervorragender Begabung, der nach einem Ort wie Comhaven verschlagen, sich in dieser Umgebung ein König dünken mußte.

Er trug Kniehosen, grobe gestrickte graue Strümpfe



und Schnallenschuhe; die einzige charakteristische Auszeichnung an seinem Anzuge war eine weiße Kravatte, gewissermaßen das Attribut, welches die Macht und Autorität versinnbildlichte, die ihm über die Gruppe der einfachen Fischersleute zustand. Mrs. Jakes, die Wirthin, welche in der Thür ihres Hauses stehend, der Unterhaltung ihrer Gäste zugehört hatte, begrüßte den Mann in der weißen Kravatte mit einem Knix und die Männer zogen die Hüte.

Joshua Haggard war aber auch in der kleinen Stadt Combhaven eine Persönlichkeit von nicht geringem Einfluß. In seinen Händen ruhte das Seelenheil der gesamten weiblichen Bevölkerung. Von Miß Tremaine, der reichen unverheiratheten Besitzerin von Tremaine Place an, bis zu der kleinen struppigen Küchenmagd im Glockenringe die sich alle Woche nur einmal wusch, ging Alles nach Little Bethel um Mr. Haggard predigen zu hören. Da nun die Männer, wenn sie überhaupt ein Gotteshaus besuchten, dies in den meisten Fällen den Weibern zu Gefallen thaten, so folgte daraus, daß Joshua's Macht sich auch über sie erstreckte. Little Bethel war an warmen Sommerabenden zum Erdrücken voll, während der weißhaarige Vikar von Combhaven seine schläfrige orthodoxe Predigt den Schulkindern, dem Küster und Kirchenschließer und vielleicht noch einem halben

Dutzend getreuer Anhänger der Hochkirche zum Besten gab, welche zu Mittag nicht zu viel gegessen und das Mahl nicht zu reichlich mit Getränken hinuntergespült hatten.

Vor fünfzig Jahren, d. h. zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, war die Hochkirche in Comhaven gar nichts gegen Joshua Haggard und Little Bethel. Ohne Zweifel wird auch dort die anglikanische Erweckung die alte Kirche des Kirchspiels in neuem Leben und neuer Kraft erweckt und Little Bethel wieder in den Hintergrund gedrängt haben, damals gehörte aber dem letzteren Gotteshause die Herrschaft und man erachtete es als den einzigen Weg zum Heil, zu Joshua's Füßen zu sitzen und seinen Lehren zu lauschen. Nur die alten landbegüterten Familien und die reicheren Pächter hingen der Hochkirche mit Festigkeit an, ohne für diese Beharrlichkeit einen andern Grund angeben zu können, als daß ihre Väter dies gethan hatten damit aber noch nicht genug, blickten sie verächtlich auf Joshua herab und erklärten ihn für einen Schwärmer und Nachfolger jenes niedrig geborenen John Wesley.

Mr Haggard hatte einen weltlichen und einen geistlichen Beruf und es gehörte wahrlich ein Mann von seinem Geiste und seiner Willenskraft dazu, um beiden im vollem und umfassenden Maße gerecht zu

werden, wie dies bei ihm der Fall war. Sein Geschäft hatte er von seinem Vater geerbt, sein geistliches Amt hatte er sich selbst geschaffen. Er besaß keine Universitätsbildung, gehörte keiner Convocation an. Folgte er noch irgend einem andern Leitstern als seinem eigenen, so war dies sicher das Licht, welches John Wesley beinahe ein Jahrhundert früher angezündet hatte, und doch würden auch die Wesleyaner Joshua Haggard nicht als einen der ihrigen anerkannt haben. Schon als junger Mann hatte er Predigten unter freiem Himmel gehalten und auf seine beglückten Hörer einen ähnlichen Eindruck hervorgebracht wie Whitefield, als er in dem Walde von Bristol lehrte. Als sein Vater, der ihm gezürnt hatte, versöhnt mit dem einzigen Sohne starb, und ihm sein Geschäft und noch ein recht ansehnliches Sümchen baares Geld hinterließ, gab Joshua sein Wandern auf, ließ sich in seinem Geburtsorte nieder und erbaute daselbst eine Kapelle. Wenn er irgend einer Sekte angehörte, so war es die der von Vincent Bourne gestifteten primitiven Methodisten, er war jedoch ein Mann von weit größere Originalität und weit reicheren Anschauungen als die Methodisten-Prediger in der Regel besitzen und versenkte sich mit Liebe und Eifer in die Lehre der alten Puritaner.

Was Haggards bürgerliche Thätigkeit anbetraf, so

war sein Laden der beste in ganz Combhaven. Eigentlich betrieb er ein Spezereigeschäft, er hielt indeß auch ein Lager von allerlei Ellen- und Posamentierwaare und war überhaupt bereit jeglichen Artikel, den man in Combhaven brauchte, aus den größeren Geschäften in Barnstaple oder den Magazinen in Exeter herbeizuschaffen. So enthusiastisch Joshua für seinen Beruf als Prediger war, vernachlässigte er darüber doch keinen Augenblick seinen Handel. Hier herrschten Ordnung und Aufmerksamkeit während eine scrupulöse Ehrlichkeit sein Geschäft auch dem sorgsamsten Haushalter empfehlenswert machte. Seine Schiebfächer bargen weder verfälschten Kaffee noch mit Sand vermischten Zucker; sagte man eine Waare komme von Haggard, so hieß das so viel, als sie sei von der besten Qualität, die für Geld nur zu kaufen sei. Haggards gemischter Thee zu acht Schillingen war ein berühmtes Mittel gegen nervösen Kopfschmerz und wer ein Senfpflaster gelegt hätte, ohne den Senf dazu von Haggard geholt zu haben, hätte geglaubt sich einer groben Fahrlässigkeit schuldig zu machen.

Joshua war schon seit mehreren Jahren Witwer und das Regiment seines Haushaltes, wie auch ein Theil der geschäftlichen Obliegenheiten ruhten in den

Händen seiner unverheiratheten Schwester Judith. Sie verband mit einem ausgeprägten Geschäftssinne häusliche Tüchtigkeit, Willenskraft und unermüdliche Ausdauer, glich überhaupt in weltlichen Dingen in allen Stücken ihrem Bruder, besaß indeß nichts von seinen höheren geistigen Bedürfnissen und überirdischen Anschauungen. Ihre Frömmigkeit war mehr mechanischer Art und bethätigte sich durch häufige Kirchenbesuche und Andachtsübungen; ihre Lebensauffassung war eine asketische, besonders im Hinblick auf andere Leute, so daß sie sich in ihrem Gewissen gedrungen fühlte, denen die von ihr abhingen, jeglichen unschuldigen Genuß, jede kleine Lebensfreude als eine »Falle des Bösen« zu beschneiden und zu entziehen. Da sie einzige und unumschränkte Gebieterin im inneren Haushalt ihres Bruders war, so lastete ihr Joch nicht gerade leicht auf dessen Kindern, einem Sohn und einer Tochter, und nicht minder ward es empfunden von dem Mädchen für Alles und dem Laufburschen, welcher die Waaren austrug und zuweilen Unfug anrichtete, indem er einen Korb mit Eiern umwarf oder eine Essigflasche zerbrach.

Joshua Haggards Haus und Garten waren stets wie aus dem Ei geschält, sein Laden konnte als Muster der Sauberkeit und Ordnung dienen, sein ganzes Leben

war so weise, geordnet, mäßig, regelrecht und ehrenhaft, daß er selbst das beste und höchste Beispiel für das Leben eines Christen bot, welches er Andern predigte. Wenn er mit seiner schönen klangvollen Stimme den ersten Psalm vorlas, so hatte seine Gemeinde in ihm das Bild des Mannes vor Augen, »der Lust hat zum Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht. Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht und was er macht, das geräth wohl.«

»Aber so sind die Gottlosen nicht —.«

Ach und mit welcher inbrünstigen Betonung mit welchem triumphierenden Bewußtsein der Ueberlegenheit, mit welchem Vertrauen, welcher Sicherheit gegen die bloße Möglichkeit, daß eine Versuchung *ihn* anfechten könne, pflegte Joshua den Gottlosen in den folgenden Versen zu schildern.

Der Prediger, wie Joshua in Combhaven allgemein genannt ward, war nicht nach dem Glockenring gekommen um daselbst zu trinken oder sich zu belustigen. Er war der nüchternste Mensch, den man sich denken könnte. Ohne daß er den Genuß geistiger Getränke feierlich abgeschworen hatte, kostete er doch selten einen Tropfen davon und begnügte sich zu

seiner Mittag- und Abendmahlzeit mit einem kleinen Krug Dünnbier. Er kam auch nicht als Geschäftsmann, sondern in seiner Eigenschaft als Seelsorger, um Mrs. Jakes, welche die letzten beiden Sonntage nicht in der Kirche gewesen war, nach dem Grunde dieser Unterlassungssünde zu fragen und sie zur Besserung zu ermahnen.

»Die Sonnabend-Abende waren so furchtbar anstrengend,« entschuldigte sich Mrs. Jakes ans die Anklage ihres geistlichen Hirten. »Die Fischer sitzen bis spät in der Nacht man wird beständig hin und her gejagt, sie machen Lärm und man fühlt sich am andern Morgen wie zerschlagen.«

»Wenn Sie mehr auf das Heil ihrer Seele bedacht wären, als auf Ihren erbärmlichen Vortheil, Mrs. Jakes so würden Sie nicht dulden, daß die Leute so spät im Wirthshause sitzen und ihnen nicht so viel Branntwein geben, daß sie betrunken werden und toben und lärmen.«

»Ach,« seufzte die Wirthin mit einem vielsagenden Kopfschütteln, »glücklich diejenigen, welche zu einem tugendhaften Gewerbe erzogen sind; ich bin zu dem meinigen von meinen Eltern angehalten worden und muß nun schon dabei bleiben.«

»Werfen Sie es von sich, wenn Sie sehen, daß es

Ihnen zur Schlinge wird, Mrs. Jakes. Weisen Sie es von sich, wenn Sie sehen, daß es Andere auf böse Wege führt. Den Unmäßigen Getränke verkaufen ist eben so gut wie Compagnie mit dem Satan machen. Nehmen Sie Ihr Schild ab, liebe Frau, und setzen Sie Ihre Hoffnung auf Gott.«

»Das möchte ich schon thun, Mr. Haggard, wenn ich nur wüßte, wovon ich meine Steuern und Renten bezahlen und meinen Lebensunterhalt bestreiten soll.«

»Haben Sie vergessen, daß ohne seinen Willen kein Sperling vom Dache fällt, Mrs. Jakes?«

»Das mag ja für die Sperlinge ganz gut sein, obwohl ich auch schon manchen habe aus dem Neste stürzen sehen; Sperlinge haben nicht viel Verstand und da ist es nothwendig, daß für sie gesorgt wird. Wir Menschen sollen aber doch wohl für uns selbst sorgen, wozu hätte uns sonst die Vorsehung den Verstand gegeben, und da hilft es eben nichts, man muß bei dem Geschäfte bleiben, zu dem man erzogen ist.«

»Sie erinnern mich an den jungen Mann im Evangelium, Mrs. Jakes, der traurig fortging, denn sein Herr hing an seinem Reichthum.«

»Ich hänge nicht am Reichthum, Mr. Haggard, sondern will nur mein täglich Brod haben. Der Leopard könnte ebenso gut seine gesprenkelte Haut



ablegen, wie ich aufhören könnte, Gastwirthschaft zu treiben, und könnte ich es und ergriffe ich ein anderes Geschäft, möchte es meinen Nachbarn vielleicht gar nicht recht sein. Wie würde es ihnen gefallen, wenn ich einen Spezereiladen eröffnete?«

Joshua Haggard lächelte. Es war das gesättigte, beruhigte Lächeln eines Mannes, der da weiß, daß sein Geschäft auf einer Basis ruht, welche für Andere nicht so leicht erreichbar ist. Viel Kapital, große Geschäftskenntniß, langjährige Erfahrung, unermüdlicher Fleiß und der besondere Schutz der Vorsehung. Wer sollte dagegen aufkommen?

»Seht,« rief Jabez Long, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und nach dem schwarzen Horizont deutete, »sehr, Jungen, da ist der Delphin.«

Am äußersten Rande des Meeres schimmerte ein Stück weißes Segel, das sich ordentlich geisterhaft von dem bleifarbenen Himmel abhob. Aller Blicke richteten sich in ängstlicher Spannung, wenn nicht gar mit Furcht und Schrecken dahin. Das arme kämpfende Segel hob und senkte sich bald war es verschwunden, bald ward es wieder sichtbar. Es glich einer Menschenseele, welche mit den empörten Wassern des Schmerzes und der Sünde kämpft.

Während Joshua Haggard in der steingepflasterten

Küche des Wirthshauses gestanden und Worte der Weisheit zu Mrs. Jakes gesprochen hatte, war von der See her ein gewaltiger Windstoß gekommen, der über die fruchtbaren Hügel dahinstrich und in dem Waldlande ein Echo weckte als wären böse Geister geschäftig, dem Menschengeschlechte den Untergang zu bereiten. Dennoch hatte der Sturm seinen Höhepunkt noch nicht erreicht. Aus der Ferne sah man über der Finsterniß von See und Himmel eine Linie weißen kochenden Schaumes sich daherwälzen. Die Fischer wußten nur zu gut, daß dies erst den Ausbruch des Sturmes bedeutete.

»Er hätte in Clovelly bleiben sollen,« sagte Mike Durran, »nur ein Wahnsinniger segelt in einer solchen Nußschale, wenn ein Sturm im Anzuge ist. Entweder verschlingt das Meer das Fahrzeug oder der Mast bricht und es wird auf die Klippen geworfen.«

»Er ist ein guter Schiffer, nicht wahr?« fragte Joshua Haggard.

»Das ist er freilich, wäre er es nicht, könnte er bei einer See wie dieser das Boot nicht so regieren, wie er es thut. Er und sein Bruder haben von Kindesbeinen an auf dem Meere gelegen und es giebt hier fast keinen Schiffer, mit dem er es nicht aufnehmen könnte, aber heute hilft ihm alle Geschicklichkeit

nichts, wenn er das durchmacht bin ich ein Holländer.«

Joshua Haggard hörte mit Erstaunen mit welcher Ruhe und Gelassenheit dieses Urtheil gefällt ward. An den felsigen Küsten ist das Leben freilich wohlfeil und es macht nicht so viel aus ob ein Mensch mehr oder weniger ertrinkt. Dazu kam noch, daß der junge Squire unter den Fischern keine besonders beliebte Persönlichkeit war. Er war zurückhaltend, man nannte ihn stolz, während er nur das Schiefe und Unangenehme seiner Stellung als Sohn eines geizigen Vaters sehr tief empfand. Er hatte nichts zu geben und doch nahm man es ihm übel, daß seine Hand nicht offen war.

»Was!« rief Joshua, »glaubt Ihr wirklich, das Boot sei in Gefahr?«

»Gefahr genug,« antwortete Jabez. »Sehen Sie, die Sturzwelle ist jetzt ganz dicht daran, ob wir das Fahrzeug wiedersehen, wenn sie sich vorbeigewälzt hat, ist die große Frage.«

Näher und näher kam dem Delphin die Linie weißen Schaumes mit ihrem schwarzen Hintergrunde von Wind und Regen. Jetzt hatte sie das Boot erreicht. Man konnte sehen wie es dem ersten Anprall Stand hielt, dann war das weiße Segel verschwunden.

»Das Boot ist verschlungen!« rief Haggard.

»Nein, aber es hat den Mast verloren, weggeputzt wie eine Rübe. Jetzt kann den Delphin nichts mehr retten, er wird gegen die Klippen geworfen und das Meer macht dann kurzen Prozeß mit ihm.«

»Und Ihr steht hier ganz ruhig, raucht, trinkt und schwatzt, während das Leben eines Mitmenschen auf dem Spiele steht?« rief Haggard. »Seid Ihr Seeleute?«

Der Windstoß, welcher das Geschick des Delphin entschieden, hatte mittlerweile das Land erreicht und trieb den Schauenden den Regen mit solcher Gewalt in's Gesicht daß ihnen für den Augenblick jede Ausschau auf die See unmöglich ward. Was sie dann endlich sahen, war nichts weniger als ermutigend; die dunklen Wogen wälzten sich schäumend und brüllend in die Bucht als wären es nach Menschenblut lüsterne Seeungeheuer.

Die Boote der Fischer lagen meistens in Sicherheit an der Mündung eines kleinen Flusses, der sich in geringer Entfernung von der Stadt ins Meer ergießt. Es wäre ihnen ein leichtes gewesen, sie herbeizuholen, aber konnten durften sie angesichts eines solchen Sturmes die Fahrt auf dem Meere wagen? Und wenn sie sie wagten, war es denkbar, daß sie noch zur rechten Zeit kamen? Der Delphin ward mit rasender

Schnelligkeit gegen das Riff getrieben. War es nicht nutzlos, das Leben zu wagen?

Die Fischer sahen sich unter einander zweifelhaft an und richteten dann ihre Blicke auf Joshua Haggard. Sie waren zum größten Theil alte wetterharte Männer.

»Wir haben Frauen und Kinder, an die wir denken müssen,« sagte Durran. »Sie stehen uns näher als der junge Squire.«

»Wenn wir selbst unser Leben wagen, so ist es kaum denkbar, daß wir den Delphin an's Land bringend fügte Jabez hinzu.

»Ihr wollt also wirklich ruhig zusehen wie ein Mitmensch umkommt!« schrie Joshua, empört über diese Unmenschlichkeit. Diese Leute gehörten zu seiner Heerde, ihnen predigte er das Evangelium — Selbstverleugnung, Nächstenliebe — und das war die Frucht!

»So weit ist's ja noch nicht,« sagte der Eine.

»Er hätte in Clovelly bleiben sollen,« meinte ein Anderer.

Joshua Haggard beschattete seine Augen mit den Händen und blickte nach dem Meere. Die größte Gewalt des Windstoßes war gebrochen, wenn er auch noch immer heftig blies. Der Regen, den er vor sich hergetrieben, hatte nachgelassen und der Delphin

erschien als schwarzer Punkt auf den empörten Wogen. Nach dem Winde zu gerichtet bezeichnete zwischen dem Schiffe und dem Flecken auf welchem die Zuschauenden standen, eine Linie von schwarzen Felsen und weißem kochendem Schaum das Riff, welches von der westlich von der Bucht gelegenen Spitze in's Meer ging. Es war eine schmale zur Zeit der Ebbe unbedeckt vom Wasser liegende Felsschicht, die in einen sich höher und breiter aufthürmenden Felsblock endigte, der sein gigantisches Haupt selbst bei der höchsten Fluth aus den Wellen emporhob. In diesem Augenblicke war die Fluth beinahe vorüber, man konnte je nachdem die dunklen Wogen sich hoben und senkten die Linie der Klippen sich pechswarz von dem das Riff bedeckenden weißen Gischt abheben sehen, konnte unterscheiden, wie sich das sturmgepeitschte Meer gleich einem Katarakt darüber ergoß.

Ein wenig westwärts vom Glockenring, dicht an den Felsen des Vorgebirges lag ein einzelnes Boot vor Anker das früher zu einem Kauffartheischiff gehört hatte. Es war klein und alt, aber noch stark und konnte unter dem Schutze der Klippe in beinahe glattes Wasser gebracht werden. Joshua sah auf das Boot und dann auf den Delphin, der schnell seinem Geschick entgegen getrieben ward.

»Ich kann so gut ein Paar Ruder führen wie irgend Einer in Combhaven,« sagte er, »leiht mir jenes Boot und ein aufgewickeltes Tau, Jabez.«

»Was, Sie wollen doch nicht gegen solchen Wind gehen, Mr. Haggard?« rief Long.

»Ich gehe ein Menschenleben zu retten, wenn ich kann,« antwortete Haggard. »Er, der über die Wasser wandelte und dem Sturm gebot, wird mit mir sein.«

»Nein, Herr, wir wollen statt Ihrer gehen!« schrie Jabez.

»Ja, das wollen wir,« sagte auch Durran und alle Uebrigen ließen ein zustimmendes Murmeln hören. Allgemein wandte man sich nach der kleinen Bucht, wo die Bote umgestürzt lagen.

»Nein,« rief Joshua entschieden, »Ihr habt Frauen und unversorgte Familien. Die Meinen sind, wenn mich die Wasser verschlingen sollten, mit zeitlichen Gütern reich genug bedacht, wären sie aber auch bettelarm, so könnte ich sie doch getrost in den Schutz dessen geben, der über Land und Meer herrscht.«

Unbekümmert um die Bitten und Vorstellungen der Fischer, welche jetzt mit dein größten Eifer hilfsbereit waren, eilte Joshua nach dem Boote und brachte es ins Wasser.

»Kein Einziger von Euch kommt mit mir!« gebot er

mit jenem feurigen Enthusiasmus, durch welchen er den stärksten Einfluß auf seine Gemeinde besaß. »Der Herr hat diese Leben in meine Hand gegeben. Ich gehe allein. Reicht mir die Ruder und das Tau.«

Sie gehorchten ihm ohne Widerrede, gleichzeitig wurde aber weiter unten an der Bucht ein größeres Boot seefertig gemacht. Man dachte jetzt nicht mehr daran, daß man Frauen und Kinder nicht der kalten Milde der Gemeinde überlassen dürfe.

Joshua hatte nicht geprahlt, als er sich einen guten Ruderer nannte. Er war ein in vielen Dingen erfahrener Mann, der, an welchen Platz ihn das Geschick auch gestellt haben möchte, immer eine hervorragende Stellung eingenommen haben würde. Er war ein Dissenter-Prediger geworden, würde aber als Seemann oder als Soldat auch eine leitende Persönlichkeit gewesen sein.

Die Aufgabe, welche er vor sich hatte, war keine leichte. Eine kurze Strecke ward er durch die Klippe gedeckt, als er aber deren Bereich verlassen hatte, empfand er die volle Wuth des ihn erfassenden Sturmes. Und dabei schützte ihn das Riff, welches als ein natürlicher Wasserbrecher diente, immer noch vor der Gewalt der Wellen. Aber selbst die brechenden Wasser waren noch stark genug, daß sie Joshua die



größten Schwierigkeiten bereiteten, das kleine Boot hin und her schaukelten und es dem Schiffer beinahe unmöglich machten, eine Ruder mit einigem Erfolg zu gebrauchen.

Während er mit verzweifelter Anstrengung ruderte warf Joshua einen Blick über seine Schulter. Ungefähr hundert Ellen entfernt von sich sah er den Delphin, der mehr nach der Küstenseite der großen Klippe am Ende des Riffs auf die Brandung zutrieb. Die kleine Mannschaft hatte sich nicht der Muthlosigkeit überlassen. So hoffnungslos es auch erschien, hatte man doch ein Paar kleiner Ruder ausgesetzt und versucht, vermittelst derselben das Riff zu umschiffen, da sich dies jedoch als unmöglich erwiesen hatte und da man das tapfere kleine Boot zur Hilfe herbeieilen sah, hatte man nun sein ganzes Augenmerk darauf gerichtet, nach einer Stelle zu steuern, wo ein kleiner Spalt in dem Riff eine Möglichkeit gab, hinübergespült zu werden, ohne daß Boot und Mannschaft gleichzeitig an den Klippen zerschmettert würden.

Weiter windwärts konnte man ein mit sechs kräftigen Fischern bemanntes Boot erkennen, das mit gutem Erfolge gegen Wind und See ankämpfte, die Entfernung zwischen ihm und dem Delphin war aber so groß, daß dessen Schicksal schon entschieden sein

mußte, ehe jenes herankam. Seine einzige Hoffnung auf Rettung beruhte auf dem von Joshua geführten kleinen Boot.

Haggard übersah mit einem Blicke die Situation. Während seine Lippen ein brünstiges Gebet sprachen spannte er alle Kräfte seines Körpers an, das Rettungswerk zu einem glücklichen Ende zu führen.

»Gott in der Höhe ist mächtiger als das Getöse vieler Wasser, als die gewaltigsten Wogen des Meeres!« rief er.

Keine Minute hätte er später kommen dürfen. Kaum hatte er die Stelle erreicht, wo er den Delphin zuletzt gesehen, so ward auch das kleine Fahrzeug bereits von seinem Gesckicke ereilt. Eine Welle warf das leichtgebaute Boot auf das Riff, wo es sofort zerschellte. Joshua erblickte inmitten des weißen Schaumes an der Windseite des Riffes zwei menschliche Gestalten, die halb betäubt, von der Erschütterung, halb erstickt vom Wasser, nur noch schwache Versuche machten, sich auf der Oberfläche zu halten, und zog eine nach der andern in sein schwankendes Boot. Er erkannte Peter, den Burschen, und Jack, den Schiffer, was war aber aus dem jungen Squire geworden?

Mit scharfen Augen musterte Joshua Meer und

Felsen, und entdeckte endlich den Verschwundenen. Er lag auf dem höchsten Theil der Klippe. Die Woge, welche ihn dahingetragen, hatte nicht die Kraft besessen, ihn hinüberzuschleudern, sondern ihn dort betäubt liegen lassen; er schien aber doch noch Lebenskraft genug zu besitzen, um sich instinktiv an der Kante der Klippe festzuhalten. Wie jeder Seemann weiß, folgen die Wellen einander in abwechselnder Masse und Gewalt; zuerst kommen eine Anzahl mittelgroßer Wellen, dann folgen einige höhere, welche in zwei bis drei gipfeln, die alle andern überragen. Die letzte Welle in dieser Reihenfolge hatte den jungen Squire auf das Riff geworfen; die nächste große Woge mußte ihn entweder auf die Windseite desselben hinüberspülen oder er wurde von der Rückströmung in ihren Strudel gerissen, ein Spielball der Wellen, die was noch von Leben in ihm war, bald genug herausgepeitscht haben würden. Sich ihm helfend nahen, hieß sich in die gleiche Gefahr begeben, welche ihn bedrohte. Persönliche Besorgnisse würden Joshua keinen Augenblick abgehalten haben den Versuch zu machen, derselbe ließ sich aber nur unter den größten Schwierigkeiten bewerkstelligen.

Die Landung an den Felsen war ein beinahe aussichtsloses Unternehmen und Joshua mußte sich

sagen, daß er dabei nicht nur sein Leben, sondern auch das der beiden soeben erst Geretteten auf das Spiel setze. Die Letzteren hatten sich schnell erholt und befanden sich bereits wieder im Besitze ihrer Geisteskräfte, konnten mithin für die Rettung ihres jungen Herrn zur Hilfe herangezogen werden.

Das Boot lag geschützt unter der Klippe, das Steigen und Fallen der großen Wellen machte aber jeden Versuch der Landung an dem Riffe zu einem gefährlichen Unternehmen. Joshua übergab deshalb die Ruder dem Schiffer und dem Jungen, nahm einen festen Standpunkt im Bug des Bootes und schickte sich an, nach dem Riff hinüberzuspringen. Die Sache war durchaus nicht leicht. Einen Moment befand sich das Boot in gleicher Höhe mit dem Riffe oder beinahe darüber, im nächsten war es um mehrere Fuß darunter. Stieß der Bug des Bootes in dem Augenblicke, wo das Wasser fiel, gegen die Klippe, so war das Fahrzeug verloren; sprang Joshua zu kurz und verfehlte sein Ziel, so war sein Untergang unvermeidlich.

Joshua Haggard kannte die Gefahr in ihrem ganzen Umfange, sein Entschluß ward aber dadurch nicht im mindesten beeinflußt. Er dachte selbst in diesem Augenblicke nur an Bibelstellen, die er seinen Predigten zu Grunde legte, unter dem Gebrüll der Wellen erhob er seine Stimme im Gebet zu seinem

Gotte. Was war ihm der Tod, wenn er ihn in der Ausübung eines guten Werkes ereilte? Nichts als ein Sprung in den dunklen Strom, der den Christen von seiner ewigen Heimat trennt.

»Der Herr ist unser Richter, der Herr ist unser Gesetzgeber, der Herr ist unser König, er wird uns erretten!« rief er und dachte mehr an die armen Leute, die er aus dem Wasser gezogen, als an sich selbst. Vielleicht waren sie des Rufes noch nicht gewärtig; vielleicht waren neben ihm zwei Sünder, die noch nicht versöhnt mit ihrem Gotte noch nicht bereit waren, vor sein Angesicht zu treten.

»Setzt Euer Steuerbord-Ruder ein!« rief er. »So wird es gehen. Ein Schlag zusammen — rückhand.«

Mit dein letzten Kammando sprang Joshua auf den Felsen — leider aber um einen Moment zu spät. Er hatte Alles ganz genau berechnet, aber selbst der geschickteste Seemann würde es schwierig gefunden haben, in dieser Nußschale von Boot, das von dem kochenden Schaum wie Kork auf und nieder geschleudert ward, einen festen Stützpunkt zu gewinnen, von dem aus ein Sprung sich mit Sicherheit ausführen ließ. Als er zum Sprunge ansetzte, taumelte er zurück und wenn er auch sofort wieder Halt bekam, war darüber dennoch der richtige Moment

vorübergegangen. Statt von einer steigenden Bewegung sprang er von einer sinkenden aus; die Folge davon war daß er wohl den Felsen erreichte, daselbst aber nicht auf seinen Füßen zu stehen kam. Er fiel mit Heftigkeit gegen die Kante des Riffes und verletzte sich nicht unerheblich hielt sich jedoch an den Felsspitzen mit den Händen fest und gewann nach harten Anstrengungen einen festen Standpunkt auf der Klippe. Blutend und erschöpft hatte er das Ziel, das er sich vorgesteckt, erreicht, denn wenige Ellen entfernt von ihm lag Derjenige, um dessentwillen er das kühne Wagniß unternommen.

Wenige Ellen — und doch bedeuteten sie hier noch eine weite Entfernung. Die See bespülte den Raum, war auch hier die Gewalt der Wellen gebrochen, so verhinderten sie doch, daß Joshua seine aufrechte Stellung zu behaupten vermochte.

Zweimal spülten die Wogen die Füße unter ihm hinweg, aber beide Male klammerte er sich mit blutenden Händen an der Klippe fest und hielt aus, bis die Welle sich vorübergewälzt hatte und es ihm möglich ward, wieder Fuß zu fassen.

Wäre der junge Squire bei Bewußtsein und kräftig genug gewesen, so würde es ihm leicht geworden sein, so weit zu kriechen, um aller Gefahr, wieder nach der

Wetterseite des Riffes gespült zu werden, überhoben zu sein selbst wenn er sich noch zu schwach gefühlt hätte, durch die erregten Wellen bis zum Boote zu schwimmen. Oswald Pentreath hatte aber das Boot noch gar nicht gesehen. Die Welle, die ihn auf die Spitze der Klippe geschleudert schien alles Leben aus ihm herausgepeitscht zu haben. Er lag da, außerhalb des Bereiches der stärksten Wellen, aber der sprühende Schaum wälzte sich über ihn hin.

Joshua hatte ihn beinahe erreicht, gleichzeitig war aber auch die Zeit der großen Wellen wieder herbeigekommen, ehe er an seiner Seite war, schlug windwärts von ihm die erste dieser gigantischen Wassermassen gegen die Klippe. Wie ein dunkelgrüner Berg wälzte es sich gegen die Felsen, es brach sich daran, überflutete ihn mit weißen Schaummassen, die sich verderbendrohend gegen den jungen Squire wandten. War die Welle nicht stark genug, ihn über das Riff zu tragen, so konnte deren Rückstauung ihn sehr wohl mit fortspülen. In wenigen Augenblicken war es mit ihm vorüber, aber während dieser Zeit, hatte Joshua sich den Weg zu ihm erkämpft. Jetzt gewann der Mann, jetzt die Welle, jetzt wieder der Mann und abermals die Welle die Oberhand, aber Joshua war der Stärkere. Im nächsten Augenblicke hatte er Oswald über die Kante des

Riffes hinweg und in Sicherheit.

Er rief hinüber zu den Leuten im Boote, die, während sie gespannt dem Vorgange auf der Klippe folgten, abgetrieben worden waren, ganz nahe heranzurudern, um ihn und Oswald aufzunehmen, denn seine Absicht war, mit dem immer noch leblosen jungen Squire hinabzuspringen. Die nächste Welle überhob ihn jedoch dieser Mühe, denn sie spülte Beide über die Klippe und warf sie beinahe gegen das Boot. Wenige Sekunden später waren Jack und Peter Joshua behilflich in das Boot zu klettern und ihren jungen Herrn hineinzuziehen. Nach Verlauf von weiteren zehn Minuten landete das schwer beladene kleine Fahrzeug an der sandigen Küste, wo die Ankommenden von der herbeigeströmten Fischerbevölkerung mit lautem Hurrahrufen empfangen wurden.

Joshua trug den Geretteten ans Land; die Last schien ihn nicht im mindesten zu drücken und doch konnte der junge Oswald Pentreath keineswegs das Gewicht einer Feder haben.

»Sagt Mrs. Jakes sie solle ein gutes Feuer anzünden,« rief Joshua während er die Richtung nach dem Glockenring einschlug, fügte aber sogleich hinzu, »bei näherer Ueberlegung erscheint es mir besser,



wenn ich ihn nach meinem Hause bringe. Er hat dort mehr Behaglichkeit, ein sauberes Bett und meine Schwester Judith ist so gut wie ein Doktor. Lege irgend Einer von Euch mit Hand an und wir werden ihn im Nu die Straße hinuntergebracht haben.«

Mr. Haggard's Haus lag am Anfang der Hochstraße der einzigen wirklichen Straße, die Comhaven besaß, und war kaum fünf Minuten vom Glockenring entfernt. Mehr als ein halbes Dutzend kräftiger Männer eilten herbei, ihre Dienste anzubieten, der Prediger ließ aber nur den jüngsten unter ihnen die Füße des Verunglückten fassen während er ihn bei den Schultern nahm. So trugen die Beiden Oswald Pentreath mit Leichtigkeit um die Felsspitze herum längs der kleinen sandigen Bucht nach der Straße, an deren Ecke Joshua Haggards Haus stand.

Es war ein stattliches viereckiges Gebäude aus Stein aufgeführt. An der einen Seite der Haustür befand sich der Laden, an der anderen mehrere Zimmer. Dicht an das Haus schloß sich ein sehr gut in Stand gehaltener Gemüsegarten und am Ende desselben war der Abhang einer der Hügel, welche Comhaven gegen Wind und Wetter schützten mit fruchtragenden Obstbäumen bepflanzt, wodurch die Besetzung des Predigers nach dieser Seite einen sehr hübschen Abschluß erhielt. Neben dem Hause lag ein

Stall, in welchem Joshuas grauer Hengst mit all' der Aufmerksamkeit gepflegt ward, die ein so nützliches Thier verdiente, welches den Prediger und seine Waaren mit gleicher Willfährigkeit trug.

Was architektonische Schönheit anbetraf, konnte Mr. Haggards Wohnsitz keinen Anspruch auf Bewunderung machen. Es gab nicht leicht ein Gebäude von unscheinbareren Verhältnissen, durchgängig war das Ornamentale völlig dem Nützlichen untergeordnet worden. Dem fruchtbaren Devonshire ist aber ein solcher Reichthum von Farbe verliehen, da auch das Gewöhnlichste einen verklärenden Schimmer empfängt, und so würde selbst Joshuas Haus und Garten an sonnigen Tagen kein ungeeigneter Vorwurf, für den Pinsel eines Furner oder Millais gewesen sein. Ebenso liegt glücklicherweise in peinlicher Sauberkeit und Ordnung auch eine Schönheit und an dieser war das Haus des Predigers reich. Der blendendweiße Fußboden, die fleckenlosen Wände, das glänzende alte Möbel, die spiegelblanken Fensterscheiben, die mit wohlriechenden Blumen gefüllten altmodischen Porzellanvasen, die wie Gold blitzenden Schlösser, Feuerhaken u.s.w., die Frische und Akkuratesse, welche Jedes Geräth auszeichnete, dürfte auch die Bewohner eines Palastes entzückt haben. Die Küche

mit den kupfernen, zinnernen und messingnern Kesseln, Pfannen, Töpfen und Schüsseln, welche jede Woche gescheuert wurden diente mehr zum Staat als zum Gebrauch; das Wohnzimmer mit den Schränken und Kommoden mit metallenen Griffen und Schlössern und den Polsterstühlen mit den geschnörkelten Füßen und den hohen Lehnen erinnerte mit seinen tiefen Schatten und seinem gedämpften Lichte an alt holländische Gemälde. Der breite sandbestreute Hausflur hatte eine niedrige gewölbte Decke und mit Holz getäfelte Wände, stand die Thür offen, so hatte man eine mit dem Ganzen treffliche, harmonisierende, entzückende Aussicht auf den Garten. Und was soll man erst von dem besten Zimmer des Hauses sagen! Es war ein Tempel der Frische und Ruhe, durchzogen von dem Wohlgeruche, den getrocknete Rosenblätter, Reseda und Lavendel ausströmen, ein Zimmer, in welchem es sich an Sonntag Nachmittagen wundervoll schlafen ließ, wo man die ganze Welt vergessen konnte und höchst wahrscheinlich von der ganzen Welt vergessen ward.

Judith Haggard sah den Zug von Fischern, welcher sich den Trägern des Verunglückten angeschlossen hatte, durch die Thür des grünen Holzgitters, das den kleinen Vorgarten von der Straße trennte, kommen und eilte ihm erschrocken entgegen.

»Joshua, was ist geschehen?« rief sie auf seine leblose Bürde deutend. In kurzen Worten theilte ihr der Bruder den Sachverhalt mit.

»In der Küche brennt ein gutes Feuer, tragt ihn dorthin,« gebot sie: »Naomi, lauf schnell und bringe mit Sally die Matratze aus dem Gastbett, nebst ein paar Decken und einem Kissen herunter. Joshua, Du scheinst mir ja auch im Wasser gewesen zu sein.«

»Ja, Judith, Gottes Gnade hat mich gewürdigt, das Werkzeug zur Rettung dieses jungen Mannes zu werden.«

»Hm,« murmelte seine Schwester im zweifelnden Tone, »ich wünschte Du hättest einen besseren Mann gerettet als einen von des alten Pentreaths Art.«

Der alte Squire verließ sein Besitzthum fast niemals, ging nicht zur Kirche und gab nichts an die Armen, Comhaven glaubte daher er habe sich dem Satan ergeben und war überzeugt, ihm würde einstmals kein christliches Begräbniß mit Gebet und Glockengeläut zu Theil werden können, denn sein Herr und Meister werde ihn wenn seine Zeit abgelaufen mit Haut und Haaren in die Hölle schleppen.

Einer dunklen Sage, die sich in Comhaven erhalten hatte, zufolge, war der Squire in seiner

Jugend ein Republikaner und Wilkie gewesen, hatte an der Empörung und Gotteslästerung der wilden Mönche von Medmenham Theil genommen und ein wüstes, verschwenderisches Leben geführt, dessen Folgen im Alter der schmutzigste Geiz wieder gut machen sollte. Lief auch dabei ein kleiner Anachronismus mitunter, denn der Squire war nicht alt genug um John Wilkes in seiner Glorie gekannt zu haben, so berichte die Tradition im Großen und Ganzen doch auf der wahren Thatsache, daß der alte Mr. Pentreath eine sehr wilde, stürmische Jugend hinter sich hatte. Er hatte sein Erbe verschleudert, sein Besitzthum mit Hypotheken belastet und das aufgenommene Geld in nächtlichen Orgien bei Trunk und Spiel durchgebracht. Die kleinliche Pfennigfuchseriei seiner späteren Jahre war dadurch eigentlich eine Nothwendigkeit geworden. Mit der Gewißheit, welche dem sorgfältigen Studium der Angelegenheiten des Nächsten entspringt, behauptete Combhaven, der Squire wäre vor zwanzig Jahren ein armer Mann gewesen, inzwischen waren aber die Hypotheken abgezahlt worden und jetzt mußte er wieder reich zu nennen sein. Ein Mann, der siebenhundert Morgen angebautes Land besaß und weder für sich selbst etwas gebrauchte, noch Anderen etwas mittheilte mußte bald der Crösus seiner engen

Sphäre werden. Combhaven konnte sich keinen reicheren Geizhals denken als seinen Squire und grollte ihm ob seiner engherzigen Knauserei als hätte er dadurch ein Verbrechen am Gemeinwohl begangen.

Blickte Miß Judith Haggard aber auch mit einer verächtlichen Miene auf die leblose Gestalt des jungen Mannes, welche auf einer ihrer besten Matratzen ausgestreckt lag so ging sie deshalb doch mit der größten Energie ans Werk, Oswald Pentreath wieder in dieses irdische Jammerthal zurückzuführen. Sie rieb ihn, sie schüttelte ihn, sie klopfte ihm in den Rücken und verfuhr bei ihren Wiederbelebungsversuchen so grausam, daß es gar nicht zu verwundern gewesen wäre, wenn Körper und Geist sich gleicherweise gegen die Rückkehr nach dieser Erde gesträubt hätten.

Judith verstand aber ihre Sache aus dem Grunde, und machte sie sehr gut. Sie hatte den Patienten in eine halb sitzende Stellung über ihr Knie gezogen, zwang ihn das verschluckte Seewasser von sich zu geben und sah ihre Bemühungen endlich von Erfolg gekrönt. Die schweren Augenlider öffneten sich langsam, die dunkelgrauen Augen blickten wie traumverloren auf die im Kreise herumstehenden neugierigen und gespannten Gesichter, ein schwerer Seufzer entrang sich den Lippen.

»Der Herr sei gepriesen!« rief Joshua feierlich.

»Noch Großmutter's Uhr hat es volle zwanzig Minuten gedauert,« sagte Judith, indem sie einen Blick auf das alte Erbstück in einem Gehäuse von Mahagoni warf, von dem die Sage ging, es zeige die Monate, Wochen Jahreszeiten und den Wechsel des Mondes, das aber seit Menschengedenken nicht einmal die Stunden richtig angegeben hatte.

Während der Ausgang der Belebungsversuche noch zweifelhaft schien, hatte Schweigen in dem Gemache geherrscht und war unter den Zuschauern höchstens geflüstert worden, sobald aber Oswald Pentreath die Augen aufschlug, schien man darin ein Signal zu sehen, daß Jedermann gestattet sei, seiner Zunge freien Lauf zu lassen.

»Ich freue mich, daß er wieder zu sich gekommen ist.« sagte Jabez Long vertraulich zu seinem Nachbar und Kameraden Michael Durran, »ich möchte ihn aber nicht gerettet haben und es thut mir leid, daß es just der Prediger gewesen sein muß.«

»Warum denn?«

»Weißt Du das nicht?«

»Nein.«

»Ei was? Ich dachte Du wärest ein viel zu guter Seemann, um das nicht zu wissen.«

»Was denn nur?«

»Daß es niemals gut thut, einen Ertrunkenen zu retten. Du holst ihn mit Gefahr deines eigenen Lebens aus dem Wasser und der Mann muß Dir dafür etwas zu Leide thun. Er mag wollen oder nicht, er kann nicht anders. Kennst Du den Spruch nicht, den sie an der ganzen Küste haben —

»Den ich aus dem Wasser zog, Mich beraubte und belog?«

Das tiefste Leid, was dem Prediger in seinem ganzen Leben widerfahren, wird ihm von diesem jungen Mann angethan werden. Wer lebt wird sehen und meiner Worte gedenken.«

In seiner Erregung hatte er laut gesprochen und Joshua, der vor ihm stand, hatte seine Rede gehört.

»Ich wußte, daß Ihr ein unwissender Mann seid Long,« sagte der Prediger indem er sich umwandte und dem Fischer einen strafenden Blick zuwarf, »für einen solchen Tropf hätte ich Euch aber doch nicht gehalten.«

»Es ist so gewiß wie die Fluth und der Mond Mr. Haggard; hüten Sie sich vor dem jungen Mann, er muß Ihnen etwas Böses zufügen.«

»Weil ich ihm den größten Dienst geleistet habe, den ein Mensch dem anderen nur leisten kann? Unsinn



Mann. Ich schäme mich solcher Thorheit.«

»Wer die Sache kennt, weiß auch daß sie wahr ist,« beharrte Long.

»Ich verachte solche Thorheiten zu tief, um sie noch weiterer Widerlegung werth zu halten,« sagte Joshua. »Meine Freunde, wie Ihr seht, ist Mr. Pentreath jetzt wieder zum Leben erwacht, es wäre also gut, wenn Ihr aus dem Wege ginet, damit wir es ihm möglichst behaglich hier machen können. Je mehr Luft wir ihm geben desto besser wird es sein.«

»Und Du mußt ebenfalls die Kleider wechseln, Joshua,« mahnte Judith. »Wenn Du davon keinen Rheumatismus trägst, so sollte es mich wundern. Ein Mann, der seinen fünfundvierzigsten Geburtstag hinter sich hat sollte alle Ursache haben, vorsichtig zu sein.«

Die Fischer entfernten sich langsam und ließen den jungen Squire mit Judith und ihrem Bruder allein. Naomi Haggard und Sally, das Küchenmädchen, waren während des Wiederbelebungsprozesses aus der Küche verbannt gewesen und erwarteten dessen Ausgang im Hausflur mit athemloser Spannung. »Bitte, Miß, lassen Sie mich los, Sie kneifen mich,« sagte die Magd zu Naomi die in ihrer nervösen Aufregung Sally's Arm festgepackt hatte.

»Verzeih, Sally, ich bin gar zu bange.«

»Das hilft Ihnen zu gar nichts, Miß. Der arme junge Mann ist todt und Miß Judith giebt sich vergebens Mühe. Haben Sie seine Lippen gesehen? Die waren blitzblau wie mein Sonntagskleid.«

»O Sally, ich hoffe er ist nicht todt.«

»Gott und Herr, ein großer Schaden ist nicht dabei. Die Pentreaths haben nie viel getaugt.«

Die Fischer hatten sich durch eine aus der Küche in den Garten führende Thür entfernt, Naomi und das Mädchen wußten daher noch nicht, daß Oswald unter Judiths Bemühungen bereits wieder zum Leben erwacht war. Naomi war viel zu gut erzogen, als daß ihr nur der Gedanke gekommen wäre, die Küchenthür nur um einen Strohhalm breit zu öffnen, da ihr befohlen worden war, sich fern davon zu halten. Gewiß war Liebe in Mr. Haggards Hause, sie war ein Element, das wenig an die Oberfläche kam; eine weit sichtbarere Herrscherin war die Furcht. Von frühester Kindheit an hatten Naomi und James Haggard ihren Vater als die ehrfurchtgebietendste Macht auf Erden betrachtet. Sie liebten ihn und waren stolz auf ihn, aber Liebe und Stolz waren je mehr sie heranwachsen, namentlich bei Naomi von scheuer, anbetender Natur, so daß jede trauliche Annäherung dadurch ausgeschlossen ward. Als Kind waren sie wohl auf des

Vaters Knie geklettert, das war aber schon lange her und nur selten vorgekommen. Die größte Vertraulichkeit welche öfter zwischen ihnen stattgefunden, bestand darin, daß sie an Sonntag Nachmittagen zwischen der Tischzeit und dem Gottesdienste neben des Vaters Stuhl gestanden und zugehört hatten, wie er ihnen die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern oder vom Schicksal jener Kinder, die den Propheten einen Kahlkopf gescholten, mit seiner volltönenden Stimme erzählte, die selbst den Bibelworten noch einen höheren Grad von Zierlichkeit verlieh.

Vergeblich strengten sich Naomi und Sally an, zu hören, was in der Küche vorging, durch die starke eichene Thür drang kein Ton. Plötzlich öffnete sie sich und Joshua erschien auf der Schwelle mit einer seltsam verhüllten und verpackten Gestalt im Arme. Es war der in Decken gewickelte Oswald Pentreath.

»Mache Feuer im Kamin des Fremdenzimmers an Solly,« gebot Judith. Die Magd lief nach dem Holzstall und Joshua geleitete den jungen Squire die Treppe hinauf indem er ihn halb führte, halb trug.

Es kam nicht oft vor, daß Mr. Haggard's Fremdenzimmer einen Gast beherbergte und er hätte es sehr gut für seine eigene Bequemlichkeit als

Arbeitszimmer oder Bibliothek benutzen können. Nach Judiths Anschauung gehörte aber zu einem anständigen Haushalte unerläßlich ein Fremdenzimmer und sie setzte ihren Stolz darin, dieses Gemach beständig in musterhafter Ordnung zu haben, ja darin selbst auf Kosten der bewohnten Zimmer einen gewissen Luxus zu entfalten. Während Joshuas Bettstelle von gestrichenem Tannenholz war, die Vorhänge darum von ausgewaschenem Kattun, die Decke aus grobem Wollenzeug bestand das Bett im Fremdenzimmer aus geschnitztem Eichenholz, hatte eine Kranzleiste, von der blendend weiße in Bogen aufgesteckte Vorhänge niederfielen und Kissen und Decke aus seidener Fleckchenarbeit, zwar verschossen, aber doch immer noch sehr elegant in ihren Bestandtheilen aus Seide und Brocat, Proben, welche Mrs. Patterson, die erste Schneiderin in Barnstaple, einstmals ihrer Cousine, Mrs. Marthe Haggard, geschenkt hatte. Der Toilettentisch in dem Fremdenzimmer war ein besonders schönes Stück Schreinerarbeit mit vielen Schiebladen, einem ovalen Spiegel und schwachen Spuren ehemaliger Vergoldung; man sah es ihm an, daß er ursprünglich für ein weit größeres Zimmer bestimmt gewesen war. Ein brüsseler Teppich, den Judith eigenhändig eingefast hatte, bedeckte einen Theil des Fußbodens,

das messingne durchbrochene Kamingitter und die Schüreisen mit messingnen Griffen waren stets von Neuem Gegenstände der Bewunderung für Judiths Freundinnen welche, wenn sie zu einer feierlichen Theegesellschaft ins Haus kamen, im Fremdenzimmer ihre Hüte ablegten. Auf dem schmalen Kaminsims standen Tassen und Töpfe von Swansea Porzellan, die Ueberreste eines alten Services und an der Wand hingen zwei ziemlich werthvolle Stiche — Adam und Eva im Garten Eden und die erste Begegnung zwischen Isaak und Rebekka — in ovalen Rahmen.

In dieses Zimmer ward Mr. Pentreath gebracht, ins Bett gelegt, bis zum Ersticken in Decken gepackt, zum Ueberfluß noch durch den Genuß von heißem Wasser und Branntwein erwärmt und mit der Weisung allein gelassen, er möge schlafen. Seine Kleider, sagte ihm Joshua, würden getrocknet und ihm noch vor Einbruch der Dunkelheit gebracht werden, auch sei bereits ein Bote an seinen Vater geschickt um ihn über sein Ausbleiben zu beruhigen. Der junge Squire erwiderte darauf, die Mühe hätte man sich sparen können, sein Vater hege keine Besorgniß um ihn.

»Mir thut nur der Delphin leid,« fügte er hinzu, es wäre eben so gut gewesen, wenn ich damit zu Grunde gegangen wäre.«

Mr. Haggard verwies ihm diese Sprache in sehr ernstem Tone. »Wenn Sie schon wieder ganz bei sich wären, so würden Sie nicht solche Dinge reden, Mr. Pentreath, das will ich hoffen,« sagte er.

»Warum nicht? Wofür hätte ich zu leben? Meinen Sie, daß ich an dieser Existenz so sehr hänge?« erwiderte der junge Squire nachlässig.

»Wir haben Alle die Möglichkeit, unser Leben für uns und Andere gut und nützlich zu machen, wenn wir nur den rechten Weg einschlagen und das rechte Ziel ins Auge fassen,« antwortete Joshua.

»Sie meinen durch predigen und beten, das liegt nicht in meiner Natur.«

»Ich werde mit Ihnen reden, wenn Sie geschlafen haben,« sagte Joshua, den diese Sprache entsetzte, »jetzt will ich ehe ich Sie verlasse, nur noch ein kurzes Gebet sprechen.«

Der Prediger kniete nieder und erhob seine Stimme zu einem Gebete, so eindringlich, wie er es eben nur zu machen verstand. Oswald öffnete seine müden Augen noch einmal groß und weit und betrachtete das von enthusiastischem Glauben verklärte, himmelwärts gerichtete Gesicht des Knieenden. Der Beter beschäftigte ihn mehr als das Gebet, denn »der Sünder wandelt im Dunkeln« aber er fühlte sich tief

erschüttert. Bisher hatte er Joshua Haggard für einen glattzüngigen, pfiffigen Spitzbuben gehalten, der sich in den Geruch der Heiligkeit brachte, um unter diesem Deckmantel bessere Geschäfte machen zu können. Jetzt, da er dem Manne zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht gegenüber war, fühlte er sich von Bewunderung, ja von Ehrfurcht für ihn erfüllt.

Nachdem Joshua sein Gebet beendet hatte, verließ er das Zimmer, um seine Kleider zu wechseln, worauf er sich in das Familienzimmer begibt, wo die Seinen sich jahraus, jahrein alltäglich zu dieser Stunde zum Thee zu versammeln pflegten. Tante Judith saß in ihrem Nachmittagskleide und in ihrer Nachmittagshaube an dem Theetisch aus Mahagoni und goß aus einer geblühten Porzellankanne den milden, wenig aufregenden Trank in die Tassen. Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß in Mr. Haggards Haushalt das hervorstechende Kennzeichen der Respektabilität, die silberne Theekanne, gefehlt hätte. Tante Judith besaß eine ganze Kiste voll gutes altes Silberzeug, sorgsam in Watte verpackt und bewahrte diese Familienschätze unter dem Bette, aus welchem Versteck sie nur bei seltenen feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt wurden.

Die Theestunden in Joshua Haggards Wohnzimmer waren nichts weniger als unterhaltend und kurzweilig.

Judith war mit der eingewurzelten Idee durchs Leben gegangen, Heiterkeit, Lachen und harmlose jugendliche Fröhlichkeit wären Schlingen und Fallen, die der nie rastende böse Feind dem Menschengeschlecht gelegt habe. Sie selbst fühlte sich glücklicherweise frei von je er derartigen Schwachheit; denn sie lächelte mit Ausnahme jenes gehaltenen Lächelns, das sie für die Begrüßung nach der Kirche und für offizielle Theegesellschaften aufzustecken pflegte, selten oder niemals, dafür argwohnte sie aber in jedem Ausbruche der Heiterkeit bei jungen Leuten ihrer Bekanntschaft den Keim zum Verderben. Strenge Erziehung und zeitgemäßer Tadel — zeitgemäß bedeutet hier so viel wie zu allen Zeiten — hatten Naomi beinahe ebenso ernst gemacht wie ihre Tante, der um vier Jahre jüngere James war aber nicht so leicht zu ducken gewesen. Naomi sah sehr wenig im Leben, was für sie ein Anlaß zur Freude oder Heiterkeit hätte werden können; James dagegen hatte mit jedem Tagediebe oder Herumtreiber in Combhaven sein Vergnügen. Er kam auch öfter spät zum Thee und brachte durch die Spuren, welche seine schmutzigen Stiefel auf dem sandbestreuten Flur und dem rothen Steinpflaster der Küche zurückließen, die hart arbeitende arme Sally in den Verdacht des Unfleißes und der Unsauberkeit.



»Wo James ist, da hilft weder scheuern noch fegen,« pflegte Tante Judith vorwurfsvoll zu sagen.

Die Familie hatte an diesem Nachmittage bereits am Theetisch Platz genommen, als Joshua in seinem guten schwarzen Anzug mit einem frischen weißen Halstuch hereintrat. Judith, für welche der Bruder der Gegenstand ihrer einzigen Liebe und Verehrung war, betrachtete ihn mit andächtiger Bewunderung und sagte sich, er sehe aus wie ein Bischof. Sie war keine demonstrative Natur und erfreute oder quälte ihn selten mit Beweisen ihrer Zärtlichkeit, von Kindheit an hatte sie aber zu ihm aufgeblickt für ihn gearbeitet, an ihn geglaubt und sich ihm mit einer Hingebung gewidmet, wie sie nur wenigen Brüdern von ihren Schwestern zu Theil wird. Wie alle starken Gefühle auf dieser Welt war auch diese Liebe nicht frei von einer Beimischung von Eifersucht. Judith wünschte oder besser erwartete am höchsten in der Achtung ihres Bruders zu stehn, seine wärmsten Lobsprüche zu empfangen und ihm allezeit die Nächste zu sein. Der Gedanke, daß seine Kinder ihm ebenso lieb sein könnten wie sie, würde sie tief verwundet haben.

Es ist nicht unmöglich, daß Joshuas verstorbene Gattin, die jetzt bereits seit zehn Jahren unter den Gänseblümchen des ländlichen Kirchhofes ruhte, durch die bedeutendere Erscheinung ihrer Schwägerin

in den Schatten gestellt worden war und sich bedrückt und unbehaglich gefühlt hatte. Wenn sich dies aber wirklich so verhalten, so hatte sich Mrs. Haggard doch niemals darüber beklagt. Sie hatte ihren Gatten geehrt und geliebt, hatte seine Tugenden gepriesen und war dankbar gewesen für die ernste Zärtlichkeit, welche ihr unschuldiges, ereignißloses Leben schützte und behütete. Still und bescheiden war sie in sein Haus gekommen, ebenso still war sie daraus entwichen; nie hatte ein Ausbruch von Eifersucht, nie ein Verlangen die erste Stelle einzunehmen die Fackel der Zwietracht in den Schooß der friedlichen Familie geschleudert.

»Sie war ein gutes, harmloses Geschöpf,« sagte Judith in herablassender Anerkennung, »und erfüllte ihre Pflicht gegen meinen Bruder. Leugnen kann ich es freilich nicht das ich mich stets gewundert habe, was Joshua eigentlich an ihr gefallen haben mochte; aber es ist eine alte Sache je höher ein Mann steht, desto leichter ist er befriedigt. Das Gesicht einer Puppe ist ebenso gut wie das einer andern, wenn es nur weiß und roth aussieht.«

Die schönen weiß und rothen Farben, welche nach Judith's Anschauung Mrs. Haggard's größte Anziehungskraft für ihren Gatten gebildet hatten, waren von ihr nicht auf ihre Tochter vererbt worden. Naomi besaß ihres Vaters bräunlichen Teint, seine

schwarzen Haare scharf gezeichneten Augenbrauen und schwarzen Augen. Die Ansichten über ihr Aeußeres waren sehr getheilt. Manche Leute nannten sie häßlich, weil ihr die weiße Haut und die rothen Wangen fehlten, welche in Combhaven als die hervorragendsten Merkmale der Schönheit galten; hätte aber ein Maler diese hohe, schlanke, biegsame Figur mit den Gewändern der Cleopatra bekleidet, um dieses glänzende Rabenhaar und diese breite, niedrige Stirn eine goldene Binde gelegt, so würde er ein schönes, edles Modell für die Tochter der Ptolemäer gehabt haben. Combhaven wußte aber nichts von Cleopatra und verstand sich wenig auf diesen Typus der Schönheit, man pflegte daher mit christlicher Milde von Naomi Haggard als von einem jungen Mädchen zu sprechen, das recht Hut sei, das aber trotzdem es eine so schöne Mutter gehabt, wenig äußere Reize besitze.

»Vater,« begann Naomi ernsthaft, nachdem Joshua am Tische Platz genommen hatte und ihm seine Tasse gereicht worden war, schwebte heute nicht Dein Leben in Gefahr indem Du Mr. Pentreath rettetest?«

»Mein Leben stand damals ebenso in der Hand des Höchsten, wie jetzt und allezeit, Naomi.«

»Wenn Du nun aber von dem schlüpfrigen Felsen

hinabgeglitten wärst?« fragte James, der einen sehr praktischen Sinn besaß und von einem Geschäftsgange nach einem entfernten Gutshofe gerade rechtzeitig zurückgekommen war, um von der Heldenthat seines Vaters zu hören.

»Ich war ebenso sicher wie Daniel in der Löwengrube oder Schadrach, Meschach und Abednego im feurigen Ofen.« antwortete Joshua.

»Das weiß ich denn doch nicht« sagte James zweifelhaft, er würde sich selbst mit einem Erzbischof in Streit eingelassen haben. »Wenn ich wie Du wäre, würde ich mich doch nicht in die Höhle von hungrigen Löwen wagen es kommt nicht Jeder so gut davon wie Daniel. Denke nur an die Christen im römischen Amphitheater, die Löwen zerrissen sie und fraßen sie bis auf die Knochen auf.«

»Wie oft muß ich Dir sagen, James, daß dergleichen Argumente gegen die Frömmigkeit und Ehrfurcht gegen Gott verstoßen?« fragte Joshua vorwurfsvoll.

Naomi ergriff die kräftige braune Hand ihres Vaters und küßte sie.

»Wie gut Du bist, Vater, wie muthig, wie selbstlos!« sagte sie mit einem leisen Gefühlsausbruch. »Die Fischer standen alle unthätig, während Du der einzige, dessen Beruf Dich nicht auf die See führt, Dich

hinauswagtest, um den Ertrinkenden zu retten.«

»Du irrst, mein liebes Kind, ich brauchte nur das Beispiel zu geben und jene armen Leute waren ebenso bereit wie ich. Sie waren nicht feige, sondern nur taub gegen die Stimme der Pflicht; die Gefahr scheute wohl einer unter ihnen. Führt mich mein Beruf jetzt nicht mehr auf das Meer, so war ich als Knabe doch fast eben so viel zur See wie auf dem Lande.«

»Du hast es beinahe so arg getrieben wie James und das will viel sagen gefiel Tante Judith ein, »konntest Du ein Boot ergattern, so saßest Du darin und kümmerdest Dich wenig um das, was Dir am Lande zu thun oblag.«

»Ich liebe das Meers!« rief Naomi. »Meine frühesten Erinnerungen sind das über meine Füße rollende Wasser, der Geruch des Seegrases, die schlüpfrigen grünen Klippen und die brausende Fluth. Ich habe das Land mit seinen Hügeln, seinen Wäldern, seinen grünen, blumenbestreuten Wiesenteppichen sehr, sehr gern, aber das Meer geht mir doch weit darüber. Es kommt mir zuweilen vor als wäre das Meer lebendig und das Land stumm und todt.«

»Wahrscheinlich würde es auch Deine Liebe für das Meer nicht beeinträchtigt haben, wenn es heute Deinen Vater verschlungen hätte,« bemerkte Judith in

scharfem Tone. Der leise Ausbruch von Zärtlichkeit, mit welchem Naomi ihres Vaters Heldenthat gefeiert, verstimmte sie schon, und doch kam es selten vor, daß das junge Mädchen so weit aus sich herausging.

»O Tante!« rief Naomi vorwurfsvoll, »glaubst Du wirklich, ich hätte je das Meer wieder ohne Schrecken an sehen können, wenn es mir meinen Vater geraubt hätte?«

»Das weiß ich nicht so gewiß,« erwiderte die Tante. »Bei jungen Mädchen, die so phantastisch sind wie Du läßt sich auf nichts mit Bestimmtheit rechnen.«

Joshua's dunkle Augen richteten sich mit dem Ausdruck ernster Mißbilligung auf die Tochter.

»Phantastisch!« wiederholte er. »Ich will nicht hoffen, daß ein Glied meiner Familie phantastisch sei. Meine Kinder haben eine Erziehung erhalten, welche darauf abzweckt, sie klar, nüchtern, vernünftig und stetig in allem Guten zu machen.«

»Ich wünschte wir wären dazu erzogen worden, auch etwas Abwechslung in den Mahlzeiten zu haben,« sagte James, der soeben in das vierte Butterbrod biß. »Lattich ist ja in seiner Art etwas ganz Gutes, aber jeden Tag Butterbrod und Grünfutter ist doch des Guten gar zu viel. Mir ist zu Muthe als müsse ich bevor der Sommer vorüber ist ein zweiter

Nebukadnezar werden.«

»Lattich ist gut für das Blut, das merke Dir Junge!« rief Judith.

»Ebenso gut für Deinen Körper wie die sinnliche Begierde nach Leckerbissen schädlich für Deine Seele ist,« fügte der Vater hinzu.

»Sind Krabben etwas Sündhaftes, Vater?« fragte der unbeugsame James »Das Quart kostet heute Nachmittag nur vier Pence und auf der Straße begiebt sich sehr viel Sündhaftigkeit, denn sie werden stark gekauft.«

»Hättest Du nicht gemurrt, so würde ich Dir vielleicht morgen Krabben zum Thee gegeben haben,« sagte Judith »durch Dein unartiges Betragen hast Du Dir das jedoch verwirkt.«

James machte hinter seinem Butterbrod ein sehr schlaues Gesicht. Er setzte in derartige gute Absichten seiner Tante Judith nicht viel Vertrauen.

»Sie will immer und will auch nicht,« pflegte er zu sagen. »Wäre es ihr wirklich Ernst uns einmal etwas Gutes zu geben, so würde sie es doch schon gethan haben sie kommt aber immer damit heraus, daß sie die Absicht gehabt habe, wenn wir irgend etwas gethan haben, was sie nun bestimmt, es zu unterlassen.«

Nachdem der Thee getrunken war und James den

ganzen Vorrath von Brod und Butter verthilt hatte, hielt Joshua eine der Gelegenheit angemessene geistliche Betrachtung, in welcher er für seinen Sohn ein Bild seiner jugendlichen Schwächen entwarf. Zum Text nahm er den Spruch des Weisen: »Ein zufriedenes Gemüth ist ein immerwährendes Fest.« Er schilderte die Sünde der Völlerei, die Lust nach Leckerbissen, die Esau um sein Erstgeburtsrecht und seines Vaters Segen brachte, und ging dann in eine Rhapsodie über auf die Pflicht der Dankbarkeit gegen den allgütigen Schöpfer, dessen Preis und Ehre wir allezeit mit Herz und Mund zu singen haben.

Die Rede war voll Schwung und Begeisterung, fiel aber leider bei James auf etwas steinigen Boden; die geistlichen Ermahnungen wurden zu häufig als Erziehungsmittel bei ihm angewendet und hatten dadurch viel von ihrer Kraft und Eindringlichkeit verloren.

»So viel Geschrei um eine einzige Schüssel Krabben,« dachte Jim und wünschte er wäre unter einem andern Dache geboren worden als im Hause eines Jüngers von Whitefield und Westley.

---



## Zweites Kapitel.

### *Der Familienkreis.*

In der Stille des Fremdenzimmers schlief Oswald Pentreath den Schlaf der Erschöpfung. Judith hatte die Läden geschlossen und es herrschte ein mildes Zwielight in dem von Lavendel duftenden Zimmer, während draußen nach dem vorübergezogenen Unwetter die Sonne wieder hell am Himmel stand. Als der junge Squire endlich wieder die Augen aufschlug war es draußen bereits ebenfalls dunkel geworden und er hatte kaum Licht genug, um die Kleider von Joshua anziehen zu können, welche man ihm in Ermangelung seiner noch nicht hinlänglich getrockneten bereit gelegt hatte. Er badete das Gesicht in frischem Brunnenwasser und staffierte sich so gut heraus als ihm dies mit den für ihn viel zu weiten Kleidungsstücken möglich war. Noch immer war er in Folge des harten Spieles, das Wind und Wellen mit ihm getrieben, etwas betäubt und nicht ganz im Klaren über die Details des über ihn hereingebrochenen Unglücksfalles, nur so viel wußte er, daß Joshua ihn

vom sicheren Tode errettet hatte und daß der Delphin zu Grunde gegangen war.

»Mein armes kleines Boot,« sprach er klagend vor sich hin, »es wird lange dauern ehe ich ein anderes bekomme. Ach, es waren meine glücklichsten Tage, die ich auf dem Delphin zugebracht habe!«

Er öffnete die Thür und blickte hinaus. Tiefe Stille herrschte im Hause. Befangen zögernd ging er die Treppe hinunter, er fürchtete kein willkommener Gast zu sein und jetzt, da die Gefahr vorüber, selbst von dem Manne, der ihn gerettet hatte, als ein Eindringling betrachtet zu werden. Im Hausflur blieb er lauschend stehen, ungewiß nach welchem Zimmer er sich wenden sollte. Die nach den links vom Hausflur belegenen Wohnräumen führende Thür war nur angelehnt, leise stieß er sie noch weiter auf und blickte hinein, in der Erwartung darin den Prediger und seine Familie versammelt zu finden.

Es war die Zeit kurz vor Schluß des Geschäftes und just in dieser waren Joshua und seine Schwester immer am meisten beschäftigt, denn die Leute in Comhaven hatten die Eigenheit, ihre Bedürfnisse zumeist gleich nach der Eröffnung des Ladens in früher Morgenstunde oder kurz vor dessen Schluß am Abend einzukaufen.

Mr. Haggard und seine Schwester besorgten mit einem Gehilfen die geschäftlichen Obliegenheiten, der erstere hatte seine Gründe, Naomi davon zu dispensiren, obwohl Judith mit dieser Einrichtung durchaus nicht einverstanden war.

»Sie würde mir in den ersten Jahren gewiß mehr eine Last als eine Hilfe sein und ich würde meine liebe Noth haben, sie anzulernen,« hatte sich Judith über diese Angelegenheit vernehmen lassen, »ich halte es aber für sehr bedenklich, ein junges Mädchen im Müßiggang aufwachsen zu lassen.«

»Gott verhüte, daß sie je müßig gehe,« erwiderte Joshua, »ich sollte aber denken, Du könntest sie im Hause ausreichend beschäftigen, ohne daß es nöthig wäre, sie hinter den Ladentisch zu stellen und dadurch jedem jungen Mann in Comhaven die Möglichkeit zu geben unter dem Vorwande, er wolle ein halbes Buch Briefpapier oder eine Stange Siegellack kaufen, Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen.«

»Man hört doch alle Tage etwas Neues!« rief Judith. »Ich wußte gar nicht« daß wir eine solche Schönheit im Hause haben, der alle jungen Männer nachlaufen.«

»Davon habe ich nichts gesagt, Judith,« antwortete Joshua in seinem ernstesten Predigerton.

»Ich war mit sechzehn Jahren im Laden,« sagte

Judith, »darf aber Gott sei Dank von mir sagen, daß ich sobald ich ein Loth Thee abwiegen konnte, auch verstand die Männer in gehöriger Entfernung von mir zu halten. Wenn Du Dir indeß einbildest, Naomi sei unwiderstehlich, so will ich Dir nicht entgegenreden.«

»Ich habe gar keine Einbildungen,« entgegnete Joshua mit unerschütterlichem Gleichmuth, »sondern wünsche nur nicht, daß Naomi im Geschäft helfe.«

»Und wenn ich todt bin, so kann wohl das Geschäft zu Grunde gehen?«

»Das zu fürchten sehe ich keinen Grund. Jim wird das Geschäft erben und, wie ich hoffe, eine fleißige, geschickte Frau bekommen, die ihm ebenso hilft, wie Du mir geholfen hast, Judith,« die letzten Worte fügte der Prediger in einem besänftigenden Tone hinzu.

»Aber Fleiß und alle Geschicklichkeit helfen nichts, wenn sie nicht im Geschäft aufgewachsen ist,« erklärte Judith mit Bestimmtheit.

»Nun, so laß uns hoffen, daß die Vorsehung ihm die Tochter eines Kaufmannes zur Frau giebt,« schloß Joshua die Unterredung. Judith durfte nichts weiter darüber sagen, der Gedanke, daß ihr Bruder seine Tochter zu einer Dame erziehe, blieb aber als ein Stachel in ihrer Seele. Die frommen Frauen der letzten Generation betrachteten jeden Versuch ihrer Nichten,

sich in eine höhere gesellschaftliche Sphäre zu bringen mit eifersüchtigen Augen. Was für sie gut genug gewesen, konnte es auch für die sein, welche nach ihnen kamen. In den Leuten in Combhaven war ein sehr stark ausgeprägtes conservatives Element, was in einem Orte wie dieser und vor fünfzig Jahren gleichbedeutend war mit Stillstand.

Oswald Pentreath blickte in das von ihm geöffnete Zimmer und sah nichts was geeignet gewesen wäre, seine Beklommenheit zu verstärken. Dämmerung erfüllte das Gemach; am offenen Fenster stand ein schlankes Mädchen und blickte über die auf den Sims stehenden Topfgewächse hinweg schweigend auf die Straße. Ihr gegenüber saß ein Knabe von fünfzehn Jahren rittling auf einem Stuhl, hatte die Ellbogen auf einen kleinen Tisch gestimmt und brütete über eine Schiefertafel.

»Neun in vier und siebzig geht — geht — es wird wohl sechs mal gehen — oder geht es sieben mal. Es sind sieben Zehnen in der Siebzig — und dann noch vier — das geht am Ende elf mal. Oder geht es neun mal? — Naomi, ich hoffe der Mann, der das Rechnen erfunden, hat ein schlechtes Ende genommen.«

»Warum denn, Jim?« fragte Naomi zerstreut.

»Weil er ein unerhörtes Unglück über die

Menschheit gebracht hat. Wenn es keine Zahlen und kein Rechnen gäbe, könnte es auch keine Geschäftsbücher geben und hätte man die nicht, so würde niemand in Schulden geraten. Das ist Numero eins, und Numero zwei würde es auch keinen Wucher geben, denn die Geldverleiher könnten dann ihre Zinsen nicht zusammenrechnen. Ich sage Dir, der Mann, der das Rechnen erfunden hat, richtete damit ebenso viel Unheil an wie Eva als sie den Apfel aß. David kam nur dadurch in Noth und Elend, daß er das Volk zählen ließ, das weißt Du doch. Die Bibel ist entschieden gegen das Zählen und Rechnen.«

»Darf ich eintreten?« fragte Oswald leise.

Junge Männer, die in abgelegenen Dörfern erzogen waren, hatten vor fünfzig Jahren noch nicht jene unerschütterliche Überzeugung von ihrer eigenen Unwiderstehlichkeit und jene ruhige Verachtung für die ganze übrige Welt, die diese Spezies heute auszeichnet, sie waren schüchtern und bescheiden.

Mit einem leisen Schrei zuckte Naomi zusammen. »Sie sind es, Mr. Pentreath! Bitte treten Sie näher. Mein Vater wird sich freuen, daß Sie sich besser befinden.«

»Mit Ausnahme von etwas Kopfweh fühle ich mich vollkommen wohl, Miß Haggard. Ohne Ihren Vater

läge ich jetzt auf dem Grunde des Meeres; ich möchte ihm gern für seine Güte danken.«

»Ich glaube nicht, daß mein Vater sich gern Dank sagen läßt,« entgegnete Naomi, »für ihn ist Alles, was geschieht, das Werk der Vorsehung, wenn Sie ihn aber zu sprechen wünschen,« fügte sie nach kurzem Zögern hinzu, »so warten Sie einen Augenblick; er wird sehr bald zum Gebet und Abendessen hereinkommen und sich gewiß sehr freuen, Sie zu sehen.«

Oswald ging nach dem Fenster und blickte hinaus. Man übersah von dort aus die Bucht und einen Theil des am Hügelabhänge belegenen Gartens. Dem Hause des Predigers gegenüber war ein offener Platz mit einem Fluß, der am Eingange der Stadt zwischen zwei Straßen wie Gabel bildete. An der einen Spitze der Gabel sah man das vornehme Wirthshaus von Combhaven, wo die Kutschen anhielten und Fremde von Distinction einkehrten, sofern sich Leute dieser Art jemals nach Combhaven verirrten. Da das Wirthshaus das erste Gebäude war, welches der nach der Stadt kommende Reisende erschaute und das letzte auf welches beim Verlassen derselben sein trauriger Scheideblick fiel, so führte es sehr sinnreich den Namen das Erste und Letzte.

Die Luft war nach dem Gewitter ungemein sanft

und milde geworden; sie umschmeichelte Oswalds Stirn als er hinüberblickte nach dem Meere, das grau und eintönig in der Abenddämmerung lag, und dann seine Augen dem neben ihm stehenden jungen Mädchen zuwandte. Naomi Haggard war ihm nicht unbekannt, er war ihr öfter begegnet, wenn sie an Sonntag Abenden im Sommer mit ihrem Vater und Bruder nach dem Gottesdienste einen Spaziergang machte und hatte stets ihr dunkles Gesicht bewundert, dem Combhaven so wenig Geschmack abgewinnen konnte. Auf ihn hatte Naomi's Erscheinung von je her eine größere Anziehungskraft ausgeübt als die flachshaarige weiß und rothe Schönheit, welche unter den Töchtern des Landes vorherrschend war. Das Mädchen sah fremdartig aus, sie erschien ihm wie ein Wanderer aus einem wärmeren schöneren Lande und er fand es ganz natürlich als er zufällig erfuhr, Joshua habe spanisches Blut in den Adern. Es war so; hätte das Geschick Joshua Haggard im Lande seiner Vorfahren gelassen, so würde er wahrscheinlich ein Nachfolger Loyola's geworden sein, während er jetzt ein Jünger Wesley's und ein Quietist nach dem Muster von William Lan war.

Sally trat ein mit zwei Talglichtern in blankgescheuerten Messingleuchtern und einer Lichtscheere nebst Unterlaß aus gleichem Metall, setzt



ihre Bürde auf einen Seitentisch und begann den großen Familientisch für das Abendessen zu decken, welches in des Predigers Hause als eine regelmäßige Mahlzeit behandelt ward, wenn es dabei auch nur Brod und Käse oder wenn es hoch kam etwas kaltes Fleisch gab. Ein Stückchen Fruchtpudding oder Pastete war ein Leckerbissen der höchst selten vorkam und für Jim den Inbegriff aller Delikatessen bildete. Nach Joshuas Anschauung war Müßigkeit und Nüchternheit gleichbedeutend mit vollständiger Verzichtleistung auf alle Tafelrunden. Er aß die einfachste Kost, ausreichend um sich gesund und kräftig zu erhalten. Sich über ein zu hart oder zu weich gekochtes Stück Fleisch beklagen, sich nach pikanten Saucen oder süßen Leckereien zu sehnen, wegen des Wohlgeschmackes zu essen, nachdem der Hunger gestillt war, erklärte Joshua Haggard für eine Hingabe an die Fleischeslust und eine sündhafte Undankbarkeit gegen Gott, von dem alle Gabe kommen. Alle solche fleischlichen Schwächen kamen unter die Rubrik des schmachvollen Handels, den Esau abgeschlossen. Der große kräftige Mann, der ein gesichertes Einkommen hatte, führte einen ebenso kärglichen Tisch als ob er der Insasse eines Gefängnisses oder Armenhauses gewesen wäre. Judith paßte sich den Ansichten ihres Bruders völlig an, entsprachen sie seiner

Selbstverleugnung, so entsprachen sie ihrer Sparsamkeit, welche Tugend sie so weit trieb, daß sie hart an das Laster streifte. Auch Naomi und die Dienstboten, waren zufrieden, denn es war immer ausreichend von der einfachen Kost vorhanden, so daß Niemand zu hungern brauchte und die Leute sahen, daß der Herr selbst nichts Besseres aß; nur Jim murrte.

Während Sally das große selbstgebackene Brod und ein mächtiges Stück Käse auf den Tisch setzte blickten Naomi und Oswald Pentreath schweigend zum Fenster hinaus. Sie schwiegen, lediglich weil sie einander nichts zu sagen hatten. Sie konnten nicht, gleich einem jungen Manne und einer jungen Dame aus unsren Tagen, eine lebhafte Unterhaltung führen über die königliche Akademie oder über den botanischen Garten, oder die Kochschule, oder den Skating-Rink. Sie konnten nicht vom Sport sprechen, denn Naomi war noch nie auf dem Rücken eines Pferdes gewesen, nicht vom Theater, denn sie kannte kaum die Bedeutung des Wortes und ebenso wenig von Büchern, denn Beider Lektüre gehörte ganz verschiedenen Sphären an.

Das Stillschweigen wurde nachgerade bedrückend und es war deshalb recht gut, daß James, der Blödigkeit nicht kannte, ihnen zu Hilfe kam. Er hatte seine Rechenaufgabe zu seiner Zufriedenheit gelöst,

obgleich es noch sehr fraglich war, ob diese Lösung auch den Beifall seines Vaters finden würde, und eröffnete die Unterhaltung mit der Versicherung seines Beileids an dem Verluste des Delphin.

»Es war ein sauberes kleines Boot,« fuhr er fort indem er mit den Händen in den Taschen zu Oswald trat, »ich habe oft gewünscht, damit segeln zu können.«

»Es war das beste Boot, das ich bekommen konnte,« seufzte der junge Mann.«

»Jetzt werden Sie sich aber ein besseres anschaffen?«

»Dazu ist nicht viel Aussicht vorhanden, es hat Kunst genug gekostet« dieses zu bekommen.«

»Das ist doch eine Schande! der Squire ist ja so reich.«

»Jim!« rief Naomi vorwurfsvoll.

»Ich habe nie gefragt ob er reich sei,« antwortete Oswald. »Er gefällt sich darin, sich für einen armen Mann auszugeben und mag er es nun sein oder nicht, ich habe die Folgen davon zu tragen. Sein Geiz hat Arnold zur See getrieben, ich muß aber nicht so viel Geist und Willenskraft haben wie mein Bruder. Ich schleppe mein Leben hier so hin.«

Oswald, der überhaupt nur selten mit Jemand in

Combhaven sprach, hatte sich, er wußte selbst nicht recht wie, zu diesem Ausbruch der Vertraulichkeit hinreißen lassen, war damit aber nicht an die Unrechten gekommen. Naomi blickte ihn voll Theilnahme an. »Möchten Sie nicht auch Seemann oder Soldat werden?« fragte sie.

»Ich habe nie Neigung dazu verspürt.«

»Ich glaube ich hätte sie wenn ich ein Mann wäre. Combhaven wäre mir zu langweilig.«

»Es ist allerdings kein unterhaltender Ort, mit Ausnahme der Jagdzeit.«

»Ich würde nach fremden Ländern gehen, z.B. nach Indien.«

»Um dort von Schlangen oder Wilden getödtet zu werden,« sagte Oswald.

»Der Vater hat uns von den Missionairen in Indien vorgelesen. ich würde sehr gern Missionairin.«

»Damit Sie von den Thugs erwürgt oder von den Kiannibalen aufgeessen oder bis an den Hals in Sand vergraben und unter wilden Gesängen irgend einer blutigen dürftigen Gottheit geopfert würden,« fuhr Oswald fort. »Welch ein Schicksal für ein junges Mädchen.«

»Ich könnte den armen Heiden doch vielleicht Gutes erweisen, und dann sähe ich die Palmen und die

in dem Himmel hineinragenden Berge und die Tempel, die Elephanten, die Wälder und die Palankins.«

»Und Tiger, Klapperschlangen, Mosquitos und Upasbäume,« führte Jim das Bild weiter aus. »Ich dünkte Du hättest zu Hause Predigten genug, Naomi, und brauchtest dazu nicht erst unter die Missionaire zu gehen.«

Naomi seufzte. Das junge Mädchen besaß einen lebhaften Geist und kräftigen Charakter und begann sich in Comhaven sehr beengt zu fühlen, sie würde sich in ruhigeren Augenblicken aber doch gescheut haben, ihre innersten Empfindungen so offen darzulegen, heute war sie jedoch durch die Ereignisse des Tages, ohne sich dessen recht bewußt zu sein, aus dem Gleichgewichte gebracht worden.«

»Was wirklich gut ist, kann nie zu viel werden,« sagte sie, Jim einen mißbilligenden Blick zuwerfend.

Er hatte keine Zeit, etwas darauf zu erwidern, denn sein Vater und seine Tante traten in diesem Augenblicke nach vollbrachter Tagesarbeit in's Zimmer. Oswald ging sofort auf seinen Retter zu und ergriff dessen Hand.

»Ich fühle, wie tief ich Ihnen verpflichtet bin, Mr. Haggard,« sagte er, »und wünschte nur, Sie hätten ein

besseres Leben gerettet, oder ich wäre mehr in der Lage, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen.«

»Ich verlange keine Dankbarkeit, Mr. Pentreath, denn ich habe nur meine Pflicht erfüllt,« antwortete Joshua, »wollen Sie aber versuchen, mir den Beweis zu liefern, daß ich ein gutes und kein schlechtes Leben gerettet habe, so würde ich mich doppelt belohnt fühlen.«

»Ach!« seufzte Oswald« »ich fürchte, Ihre Ideen über ein gutes Leben würden mit den meinigen weit auseinander gehen. Ich glaube nicht, daß ich einen besonders starken Hang zum Bösen habe, fühle aber auch keine starke Lust, den anderen Weg einzuschlagen.«

»Ohne jene starke Lust zum Guten, wie Sie es nennen, hat der Mensch wenig Hoffnung, Mr. Pentreath.«

»Wenn Sie mir erlauben wollen, die mir geliehenen Sachen mit nach Hause zu nehmen, will ich Sie nicht länger belästigen, Mr. Haggard. Ich werde Sorge tragen, daß sie Ihnen morgen zurückgebracht werden.«

»Nehmen Sie sie nur mit.«

»Es hat auch keine Eile mit dem Zurückschicken, denn mein Bruder trägt sie nicht mehr,« sagte Judith« »ich bessere aber selbst abgelegte Sachen aus, wenn

ich sie aufbewahre.«

»Gute Nacht, Mr. Haggard,« versetzte Oswald, dem Prediger wiederum die Hand reichend.

»Sie werden doch erst einen Bissen Abendbrod mit uns essen,« widersprach Judith, der es trotz ihrer Abneigung gegen den Namen Pentreath und ihrer Sparsamkeit gegen den Wohlstand ging, den jungen Mann sich hungrig entfernen zu lassen. »Unser Tisch ist vielleicht in ganz Comhaven am einfachsten besetzt, aber was wir haben ist gut. und sind Sie es auch zu Hause besser gewohnt —«

»Wir sind in der Grange auch keine Epikuräer, Miß Haggard,« unterbrach sie Oswald« «und wenn Sie erlauben esse ich sehr gern ein Stückchen Brod und Käse mit Ihnen.«

Oswald hatte nicht gedacht, daß die Theilnahme am Abendessen des Predigers die an dessen Andacht mit in sich schloß und war nicht wenig erstaunt, als er nun den Ladengehilfen, den Laufburschen und die Magd mit reingewaschenen Händen und ernsten Gesichtern in's Zimmer kommen und sich schweigend hinsetzen sah. Joshua stellte sich an den Seitentisch, auf dem die Lichter brannten, zog seine Taschenbibel hervor und suchte ein für die Betrachtung an diesem Abende besonders geeignet erscheinendes Kapitel.

Er begann mit dem Schrei eines dankbaren Sünders der vertrauensvoll, sogar freudig, aber doch erfüllt ist vom tiefsten Gefühl seiner Schwäche, nämlich mit dem dreißigsten Psalm: »Ich preise Dich Gott, denn Du hast mich erhöht und lässest meine Feinde sich nicht über mich freuen.« Hierauf ging er zum dreiunddreißigsten Psalm über: »Freuet Euch des Herrn, Ihr Gerechten, die Frommen sollen ihn schön preisen,« — dann hielt er eine kurze Predigt über die christliche Pflicht der Dankbarkeit, und erinnerte Oswald daran, welche tiefe Dankbarkeit er seinem Schöpfer und Erhalter für die Ereignisse des verflossenen Tages schuldig sei, ohne daß er dabei irgendwie persönlich geworden wäre.

Oswald fühlte sich von dem einfachen Pathos und der ungesuchten Markigkeit der Rede tief ergriffen. Der junge Mann hatte wohl zuweilen die inbrünstige Frömmigkeit der Dissenters verspottet, aber eigentlich irreligiös konnte, man ihn nicht nennen und an diesem Abende war er mehr denn je guten Eindrücken zugänglich. Er war Joshua aufrichtig dankbar für seine Rettung, in zweiter Linie, wie einem ferneren, schwerer erreichbaren Wohlthäter auch der Vorsehung, und sah heute nichts Lächerliches in diesen langen Gebeten, diesem Bibellesen und Bibelauslegen.

Die Andacht währte über eine Stunde und es schlug



zehn, als die Familie und ihr Gast sich zum Abendessen niedersetzten. Der Gehilfe aß mit am Tische des Herrn, die Magd und der Laufbursche saßen an einem kleinen Tische in der Nähe der Thür, eine patriarchalische Einrichtung, über die der junge Squire im Stillen lächelte und durch welche sich Naomi heute zum ersten Male in ihrem Leben beschämt fühlte.

Mr Pentreath hatte seit dem Frühstück in Clovelly nichts gegessen, er that dem einfachen Mahle deshalb alle Ehre an und lobte das selbstgebackene Brod und das selbstgebraute Bier zu Judiths großer Genugthuung, denn beides wurde unter ihrer Leitung gefertigt. Beim Abendessen war Joshua in der Regel heiter und gesprächig. die geistlichen und weltlichen Geschäfte des Tages lagen hinter ihm, er durfte sich den unschuldigen Freuden des Lebens hingeben. Er unterhielt sich mit seinen Kindern und sprach mit Judith über Geschäftsangelegenheiten, wie schnell die letzte Kiste Thee abgegangen und welche Nachfrage nach holländischem Käse und bedruckten Zeugen sei.

An diesem Abende vermied er alle geschäftlichen Unterhaltungen, er richtete vornehmlich das Wort an Oswald und besprach mit ihm die Aussichten für Comhaven, das nach seiner Ansicht einer schnellen Entwicklung entgegen ging.

»Wenn nur Jemand unsere Minen ausbeuten wollte, so würden wir noch schneller vorwärts kommen,« sagte er, »so lange am Orte aber nur Fischerei und ein wenig Schiffbau getrieben wird, kann der Ort keine große Ausdehnung gewinnen. Ich habe mich schon oft gewundert, daß der Squire die alten Zinn-Gruben von Matcherly Commons nicht bearbeiten läßt. Irre ich mich nicht, so gehören sie ihm.«

»Ja wohl, er hält sie aber für erschöpft und will kein Geld daran wagen,« antwortete Oswald. »Wenn eine Gesellschaft die Gruben nähme, würde es ihm wahrscheinlich ganz recht sein.«

»Wenn die Gruben erschöpft sind, würde ja aber die Gesellschaft ihr Geld verlieren und das wäre den Aktionairen sicher ebenso empfindlich, wie Ihrem Vater.«

»Da haben Sie sehr recht, ich fürchte nur, mein Vater betrachtet die Sache nicht in diesem Lichte,« entgegnete der junge Squire.

Man stand vom Tische auf und Oswald empfahl sich mit wiederholten Danksagungen und der schüchtern ausgesprochenen Hoffnung, daß sein Verkehr mit Mr. Haggard und dessen Familie nicht zu Ende sei

»Ich fürchte, eine Fortsetzung desselben würde

weder Ihnen noch uns Nutzen oder Vergnügen gewähren, Mr. Pentreath,« antwortete Joshua. »Es ist freundlich von Ihnen, den Wunsch auszusprechen, wir sind aber nur einfache Geschäftsleute, Sie dagegen der Sohn eines Grundbesitzers mit großen Aussichten; was könnte es zwischen uns. Gemeinsames geben?«

»Freundschaft!« sagte Oswald kühn. »Ich bin nicht der Meinung, daß dieselbe nach der gesellschaftlichen Stellung abgemessen zu werden braucht. Kann ich einen Mann achten, so ist er mehr als meines Gleichen, denn ich würde das kaum thun, stellte ich ihn nicht höher als mich, und Sie Mr. Haggard, achte ich aus dem Grunde meines Herzens.«

»Wenn es Ihnen in meinem Hause gefällt« so kommen Sie so oft Sie wollen,« antwortete Joshua hierauf, »ich werde Ihnen meine Thür nicht verschließen, fürchte jedoch, man wird in Comhaven, sobald man bemerkt, daß Sie öfter kommen, sagen, daß Sie sich und Ihre Stellung vergessen.«

»Mögen die Leute in Comhaven reden was ihnen gefällt. Ich habe nicht so viel Freunde an diesem gottverlassenen Orte, als daß ich einen so guten missen möchte.«

»Gottverlassen!« wiederholte Joshua entsetzt.

»Glauben Sie, wir wären der göttlichen Fürsorge und Barmherzigkeit ferner, weil wir in einem so entlegenen Winkel seiner Erde leben?«

»O durchaus nicht. Es ist nur eine Redensart. Nochmals gute Nacht. Ich werde meinem Vater erzählen, wie tief ich Ihnen verpflichtet bin und mir erlauben, dann und wann einen Abend bei Ihnen zuzubringen. Sie haben mir versprochen, mir Ihre Thür nicht zu verschließen, Mr. Haggard, und ich nehme Sie beim Wort.«

»Ein sehr artiger junger Mann,« sagte Tante Judith, sobald sich Oswald entfernt hatte. »Wenn man bedenkt wie die Pentreaths erzogen sind, so ist es ein wahres Wunder, daß einer von ihnen so wohlgesittet ist. Was hältst Du von ihm, Joshua?«

»Er ist ein recht guter, aber schwacher Jüngling. Eine Esche, welche jeder Windstoß beugt, kein Eichbaum, der fest im Sturme steht.«

---

## Drittes Kapitel.

### *Vater und Sohn.*

Es war kein freundliches, glückliches Elternhaus, in das Oswald Pentreath, nachdem er Mr. Haggard verlassen hatte, an jenem Augustabend zurückkehrte. Hätte er bei dem Prediger nicht zu Abend gegessen, so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach genöthigt gewesen sein, hungrig zu Bett zu gehen, denn in der Grange hatte es seine großen Schwierigkeiten, nach neun Uhr noch irgend etwas Eßbares zu erlangen.

Das Haus stand halbwegs zwischen der bergigen Landstraße von Rockmouth und der Klippe in einem Park, der weit eher den Namen einer Wildniß verdiente, denn nur vor dem Hause waren einige Versuche gemacht, ihn in Ordnung zu halten. Schön, außerordentlich schön waren diese Gehölze und Gärten, trotz oder vielleicht wegen aller Nachlässigkeit und Verwilderung. Durch jede Lichtung im Laubwerk schien die blaue See, Farrnkräuter und wilde Blumen wurden von dem milden westlichen Klima in verschwenderischer Fülle

hervorgebracht, überall herrschte ein Reichthum an Gluth und Farben.

Das Haus selbst war groß, düster und zeigte ebenfalls Spuren der äußersten Vernachlässigung denn während der letzten vierzig Jahre waren schwerlich vierzig Pfund für seine Erhaltung ausgegeben worden. Glücklicherweise ließ sich die alte eichene Vertäfelung durch Arbeit glänzend erhalten und an dieser allein wurde im Bereiche des Squires nicht gespart. Die spärlich möblierten Zimmer waren in guter Ordnung, die schäbigen Vorhänge frei von Staub und Motten. Das Haus war ebenso sauber, wie es unbehaglich war, mit Ausnahme eines kleinen Zimmers dicht neben der Hausthür, dem Sanctuarium des Squires, von dessen Fenster aus er Alles beobachtete, was in's Haus kam oder dasselbe verließ. Hier herrschte Staub und Unordnung, hier spann die Spinne ihr Netz, legte die Motte ihre Eier, hierhin flüchtete sich die halbverhungerte Fliege, hier knabberte das Mäuschen. Nur in sehr langen Zwischenräumen gestattete der Squire eine Reinigung dieses Zimmers und geschah es, so traf er umfassende Vorbereitungen dazu. Jedes Blättchen Papier, jedes Buch, jede Mappe wurde alsdann sorgfältig in Schränke geschlossen, während sonst Alles liegen blieb und er nur die Thür des Zimmers verschloß, wenn er dasselbe verließ; den

Schlüssel dazu trug er stets in der Tasche.

So knauserig alle Einrichtungen waren, wurde der Haushalt doch in seiner Art auf vornehmem Fuß geführt. Es gab daselbst einen sogenannten Kellermeister in der Person eines alten schäbigen Mannes, der noch einen Diener unter sich hatte, seinen eigenen Neffen, einen von ihm abhängigen Waisenknaben, ein Anderer würde sich schwerlich dazu hergegeben haben. Ferner befand sich im Hause eine Haushälterin und Köchin, die ganz eßbare Gerichte auf die Tafel sandte, denn der Squire liebte eine gute Küche, vorausgesetzt, daß sie nicht viel kostete. Das Hausmädchen, eine Person in gesetzten Jahren und von herbem, strengem Aussehen, verbrachte ihre Tage mit dem Säubern der öden Zimmer und der selten betretenen Treppe und hatte durch die lange Gewohnheit eine Art von Leidenschaft für Putzen Fegen und Scheuern gefaßt, so daß sie die Arbeit um der Arbeit willen that. Auf dem Hofe besorgte ein Knecht die Pferde und das Federvieh und hielt den in unmittelbarer Nähe des Hauses liegenden angebauten Theil des Gartens imstande, wobei ihm gelegentlich ein Tagelöhner und ein Bursche halfen. Mit diesem beschränkten Personal wurde unter der Aufsicht des Squires die ganze Arbeit gethan und zwar so gut gethan, daß es fünfzig Meilen in der

Runde kein Haus gab, das besser in Ordnung gewesen wäre, als die Grange, und keine so schönen Blumenbeete, sauberen Gänge und sorgfältig verschnittenen Hecken, wie die in dem kleinen holländischen Garten unmittelbar unter des Squires Fenster. Des Herrn Auge war überall und drohte je ein Müßiggänger ein summarisches Verfahren.

Als Nikolas, der Kellermeister, Oswald einließ, steckte der Squire den Kopf aus der Thür seines Arbeitszimmers. Das Leben des Sohnes war während der Zeit, in welcher er den Vater nicht gesehen hatte, in der ernstesten Gefahr gewesen, aber von keiner Seite ließ sich eine Spur eines dadurch erweckten wärmeren Gefühls wahrnehmen. Mr. Pentreath betrachtete seinen Sohn durch die Gläser der Brille, vielleicht um sich zu vergewissern, ob er nüchtern sei.

»Du hast also Dein Boot verloren?« begann er, nachdem er ihn hinlänglich gemustert.

»Ja Vater.«

»Schlimm für Dich; Du erwartest hoffentlich nicht ein anderes zu bekommen?«

»Ich erwarte nie etwas.«

»Desto besser für Dich,« brummte der Squire. »Und der Methodistenprediger hat Dich aus dein Wasser gezogen. Der schlaue Hund; hat sich gewiß einen



rechten Vortheil davon versprochen.«

»Das glaube ich nicht,« antwortete der junge Mann kühl. »Er wußte ja, daß ich Dir angehöre.«

Der Vater sah den Sohn einige Augenblicke zweifelnd an, antwortete aber nicht. Er war mit einem hohen silbernen Leuchter in der Hand auf die Schwelle seiner Höhle getreten und das darauf brennende Licht war das einzige welches die weite Halle erleuchtete. Die von der Decke herabhängende Oellampe war um zehn Uhr ausgelöscht worden.

»Du hast wohl Abendbrod gegessen?« fragte der Squire mit väterlicher Gastfreundschaft.

»Ja Vater.«

»Das ist ein Glück für Dich; Nikolas hat schon vor einer Stunde den Tisch abgeräumt. Geh jetzt zu Bett und schlafe gut.«

»Gute Nacht, Vater.«

»Gute Nacht. Komm mir nicht wieder so spät nach Hause, daß Nikolas wach bleiben und Licht verbrennen muß.«

»Es soll nicht wieder vorkommen, Vater; alle Tage wird der Mensch ja nicht vom Wassertode errettet.«

Oswald nahm eine auf einem Seitentisch in einem Leuchter stehende Kerze und zündete sie an der in seines Vaters Hand befindlichen an. Die Gesichter der

Beiden zeigten, als sie sich so vom Lichte der Kerzen beleuchtet gegenüberstanden, eine auffallende Verschiedenheit. Das Gesicht des Sohnes war fein geschnitten, hatte einen zur Blässe neigenden Teint, dunkle graue Augen und war von lockigem hellbraunem Haar umgeben — es war ein Gesicht von einer mehr weiblichen Schönheit mit einem Hauch von Melancholie, ein Gesicht, in dem sich eine Hoffnungslosigkeit ausprägte, die bei seiner Jugend etwas doppelt Trauriges hatte. Das Gesicht des Squire war das eines echten Geizhalses, verkniffen und hart. Die kleinen Augen standen eng bei einander, die Nase war gebogen und vogelartig, die dünnen Lippen zogen sich in den Winkeln nach innen. Die Haut war rau und wie gegerbtes Leder, da der Squire sich jedem Wetter aussetzte, das Kinn bewegte sich häufig, als ob er etwas kaue oder mit sich selbst rede; besonders trat diese Eigenheit hervor, wenn er in Zorn gerieth, was in dem Augenblick als Oswald die Kerze anzündete, der Fall war.

»Ich habe Dir fünfzig Pfund zu dem Boot gegeben,« sagte er plötzlich.

»Das ist ein Umstand, den keiner von uns Beiden so leicht vergißt, denn es waren die einzigen fünfzig Pfund die Du mir in meinem ganzen Leben gegeben hast,« antwortete Oswald.

»Sei nicht unverschämt. Fünfzig Pfund — liegen durch Deine Thorheit und Ungeschicklichkeit auf dem Grunde des Meeres.«

»Du brauchst Dich darum nicht zu grämen; der Verlust trifft mich.«

»Nein, mein Herr,« entgegnete der alte Mann scharf, »der Verlust trifft mich. Das Geld gehörte mir — es war die Frucht meines Fleißes und meiner Sparsamkeit. Fünfzig Pfund — eine Vierteljahrespacht von Withycomb Farm — unwiederbringlich verloren. Fünfzig Pfund Zins auf Zins gerechnet, weißt Du wie viel das in fünfzig Jahren gemacht haben würde?«

»Habe nicht die leiseste Vorstellung davon. Da ich noch nie ein Kapital besessen habe, so ist nicht zu erwarten daß ich mich sonderlich auf Zinsen verstehen soll.«

»Du bist ein Narr!« rief der Squire sich umdrehend. »Gehe zu Bett ehe ich meine Laune verliere.«

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Oswald die Treppe hinauf, froh weiterer Vorwürfe überhoben zu sein. Er hatte ein geräumiges und nach seinen Begriffen behaglich eingerichtetes Schlafzimmer, obgleich es einem verwöhnten Menschen öde, wie ein Kerker erschienen sein würde. Die in Nischen eingelassenen Fenster gingen auf die See; das Bett,

welches seiner Größe und Breite nach vier Schläfern hätte Raum gewähren können, war mit verblichenen und abgenutzten Kattunvorhängen umgeben. Auf einem alten Büchergestell befand sich Oswald's spärliche Bibliothek — Shakespeare, Milton, Byron, Shelley, ein alter Band von Wordsworth, einige lateinische Klassiker, Robinson Crusoe, Tom Jones, Roderie Random, die Abenteuer einer Guinea und drei oder vier Bände des »britischen Drama.« Ein geschnitzter Eichentisch, an dem er schrieb, ein Dutzend hochlehniger wurmzerfressner Stühle und ein plumper Kleiderschrank aus Nußbaumholz vervollständigten die Einrichtung. Ueber dem Kamin hing das einzige im Zimmer befindliche Bild, das in halber Lebensgröße ausgeführte Portrait Oswalds schon vor Jahren verstorbener Mutter. Es war vor ihrer Verheirathung gemalt und zeigte ein unschuldiges kindliches Gesicht, welches in Schnitt und Ausdruck die größte Aehnlichkeit mit Oswald hatte, und eine jugendliche Gestalt im engen weißen Kleide, mit Blumen im Schooße.

Oswald war ermüdet, hatte aber noch keine Lust sich niederzulegen, da er seine Betäubung in des Predigers ruhigem Fremdenzimmer ausgeschlafen hatte. Noch lange ging er deshalb die Ereignisse des Tages überdenkend im Zimmer auf und ab und erwog

die Frage, ob er Grund habe, sich zu freuen, daß er dem gewaltigen Schlunde des Meeres entrissen worden.

»Im Allgemeinen genommen, glaube ich allerdings, es ist besser zu leben als todt zu sein,« sagte er, »wenn ich nur wüßte, was ich mit meinem Leben anfangen sollte. Manche Menschen würden, wenn sie mich so reden hörten, mir begreiflich zu machen suchen, ich sei ein beneidenswerther Sterblicher, da ich einen Vater besitze, der spart und geizt und zusammenschaart, um ein Gut, das nach dem Laufe der Natur doch eines Tages mir zufallen muß immer einträglicher zu machen. Schon richtig, mit dem Laufe der Natur geht es in manchen Fällen nur sehr langsam. Gott behüte mich, daß ich wünschte, des alten Mannes Leben nur um eine Stunde verkürzt zu sehen. Es ist aber eine lange Vista, auf die ich zu blicken habe.«

Am andern Morgen war der junge Mann früh wieder auf, obgleich er erst spät sein Lager gesucht hatte. Da er seine Yacht verloren hatte, so war ihm nur sein Pferd geblieben, ein knochiges, hochbeiniges Jagdpferd mit langem Rücken, hervorstehenden Rippen und häßlichem Kopf, aber voll Leben und unermüdlich. Das Thier war nicht durch übermäßig reichliches Futter verwöhnt, erfreute sich dafür aber einer größeren Mannichfaltigkeit in der Nahrung als

Pferden sonst zu Theil zu werden pflegt. Der Squire hatte den Grundsatz, sein Garten müsse seinen Stall ernähren und so verzehrte Herne, das Jagdpferd, beispielsweise in der Obstzeit so viel abgefallene Äpfel, daß er zu einer Art lebendiger Ciderpresse ward.

Herne war ein anhängliches Thier, das seinem jungen Herrn, sobald er sich ihm näherte, das Gesicht leckte und wenn es gedurft hätte, ihm wie ein Hund nachgelaufen wäre. Nächst der Segelfahrten im Delphin war es Oswalds größte Lust auf Hernes Rücken über Berg und Thal durch Wald und Wiese zu traben, unbekümmert um die Richtung, überzeugt, daß der Instinkt seines Pferdes stets den rechten Weg finden werde. Über Hernes Alter hatte man in der Grange keine ganz bestimmte Meinung. Über die Zeit, wo der Mund über das Alter Auskunft giebt war er schon hinausgewiesen als der Squire ihn von dem Besitzer einer Personenkutsche gekauft hatte, der ihn billig abgelassen, weil er durch seine Neigung zum Springen einen demoralisierenden Einfluß auf seine Nebenpferde geübt.

Oswald hatte sobald er nur das Flügelkleid mit dem ersten Knabenanzuge vertauscht, eine Leidenschaft für das Reiten gehabt und Alles dazu benutzt was sich überhaupt nur reiten ließ; Herne war somit eine

Akquisition, die ihn entzückte. Das Pferd besaß jeden Fehler, den ein Pferd überhaupt nur haben kann, aber den einen Vorzug, daß es unermüdlich und zum Reiten, wie zum Fahren zu benutzen war. Im Winter ritt der junge Mann vier Tage in der Woche darauf zur Jagd, im Sommer ritt oder fuhr er einen Tag um den andern damit und beide waren gute Kameraden.

Den Marstall der Grange vervollständigte ein weißes Pony, das der Squire selbst an einem alten Rumpelkasten von Chaise zu fahren pflegte. Die beiden Thiere hatten Ställe inne, welche für acht Reit- und vier Wagenpferde bestimmt waren, doch halt, sie bewohnten sie nicht ganz allein. Einen Theil derselben hatte der Squire in Ochsen- und Schweineställe umgewandelt, wie er auch die alte schöne Wagenremise als Scheune benutzte. Der Stallhof war eine steinige Wüste, auf welcher das Geflügel sich in wilder Freiheit tummelte. Ein kleiner Knabe besorgte unter der Aufsicht des Knechtes die beiden Pferde und lieferte den schlagendsten Beweis, welche Herrschaft der Mensch über die Thiere besitzt, denn er führte Herne an einem Zaume aus dem Stall, den er kaum zu erreichen vermochte, wenn er sich auf die Zehen stellte.

»Alter guter Herne,« sagte Oswald als das Pferd gesattelt aus dem Stalle gebracht ward. »Du wirst

mich jetzt, wo ich den Delphin verloren habe, noch häufiger tragen müssen als sonst.«

Er schwang sich in den Sattel und ritt vom Hofe nach dem an der einen Seite des Hauses hinter dem in Ordnung gehaltenen Garten und Rasenplatz gelegenen Gehölz, das eigentlich ein Dickicht zu nennen war. Ein schmaler Reitweg führte durch dieses Gehölz nach dem Park oder besser Wald, welcher von der eigentlichen Forst die der Grange Schutz vor den vom Kanal her wehenden Nordostwinden gewährte, durch einen verfallenen Zaun getrennt war.

Combhaven liegt in einem tiefen Einschnitt zwischen Hügeln, welche zwar nicht so hoch, aber nicht minder malerisch wie die schottischen Trossachs sind, und giebt Gelegenheit zu vielen sehr angenehmen Spazierritten in die Umgegend. Da Oswald für seinen Morgenausflug kein bestimmtes Ziel hatte, so ließ er sein Pferd gehen, wohin dies wollte oder bildete sich doch wenigstens ein, er thue dies. Herne nahm seinen Weg durch die ansteigende Hochstraße, in welcher um halb acht Uhr das geschäftliche Leben schon in vollem Gange war.

Das erste bedeutendere Haus an der linken Seite der Straße war das von Joshua Haggard. Wie hell und frisch erschien Oswald nach der verfallenen Majestät



der Grange dieses einfache viereckige Gebäude. Alle Fenster waren geöffnet, um die milde Morgenluft einzulassen, die blendend weißen Vorhänge daran wurden, vom Luftzuge bewegt und halb versteckt von diesen schneeigen Draperien sah Oswald ein Köpfchen mit rabenschwarzem Haar, das sich über eine Reihe von Blumentöpfen beugte.

In Mr. Haggards Hause waren die Morgenandacht und das Frühstück bereits vorüber und der Prediger jetzt in seinem Laden geschäftig, für die irdischen Bedürfnisse seiner Heerde zu sorgen, indem er Materialwaaren kunstgerecht in große Bogen graues Papier packte. Tante Judith schaffte in ihrem Departement der Ellen- und Posamentierwaaren und sortierte mit größter Aufmerksamkeit Haken, Oesen, Steck- und Nähnadeln in kleine hölzerne Schachteln und Schiebladen.

Oswald hielt sein Pferd vor der Ladenthür an, zu Hernes großem Mißvergnügen, welcher die Zeit nicht erwarten konnte, wo ihm gestattet war, zu einem erfrischenden Galopp auszugreifen.

»Guten Morgen, Mr. Haggard; das gestrige Bad hat Ihnen hoffentlich nicht geschadet?« rief der junge Mann.

»Nein, ich danke Ihnen, Mr. Pentreath. Ich freue

mich, Sie so früh munter zu sehen. Sie haben keine Erklältung davongetragen?.«

»Dank der guten Pflege, die mir Miß Haggard angedeihen lassen, bin ich ohne jede Beschwerde davongekommen. Ich habe Ihnen auch noch zu danken daß Sie mir heute mit dem Frühesten meine Kleider geschickt haben. Ich habe unserm Jungen den Auftrag gegeben, Ihnen den mir geliehenen Anzug zurückzubringen, aber in der Grange geht dergleichen nicht so schnell.«

»Es hat gar keine Eile, Mr. Pentreath.«

Zwischen dem ermahnenden und sogar strafenden Prediger von gestern Abend und dem Krämer von heute Morgen bestand ein auffallender Unterschied. In seinem Laden war Joshua der Geschäftsmann und als solcher verbindlich gegen den Sohn seines Patrons und Kunden Squire Pentreath, wenn letzterer auch durchaus nicht ein guter Kunde genannt werden konnte. Es gab Pachterhäuser zwischen den Hügeln und Thälern von Combhaven und Bockmouth, in denen dreimal so viel verbraucht ward wie in der Grange.

Oswald klopfte Herne auf den Nacken, strich seine Mähne glatt und machte sich allerlei zu thun, um noch einige Minuten verweilen zu können, obgleich er nicht

mehr recht wußte, was er noch sagen sollte. Selbst Judith, die trotzdem sie unter konservativen Leuten lebte, im Herzen unbewußt radikal war, mußte gestehen, daß er ein schöner junger Reiter sei. Judith schöpfte ihren Radikalismus statt aus Wilkes und Horne Took aus den Propheten Jeremias und Jesaias, welche die Sünden und Thorheiten der Mächtigen dieser Erde wie mit Skorpionen geißeln, aber es war doch immer der Radikalisinus, der sich gegen den Rang wendet. Sie sah die guten alten Familien, die Patrizier der Umgegend mit Groll und Mißbilligung an und besaß jenen falschen Stolz, welcher eine höhere Erziehung und Lebensstellung als ein der in weniger günstigen Umständen befindlichen Menschheit zu gefügtes Unrecht betrachtet. An diesem Morgen gestand sie sich aber doch, als sie Oswald Pentreath verstohlen musterte, während sie sich den Anschein gab, als sei sie gänzlich in ihre Arbeit vertieft, daß er von anderem Schlage sei, als die Söhne der Pächter und Handwerker in der Nachbarschaft. Nicht daß er schöner gewesen wäre oder besser gebaut oder gesünder und kräftiger, seine Überlegenheit bestand in seiner Anmuth, seinem feineren Schliff gab sich kund in einer andern Haltung, einer andern Art zu sprechen, einem andern Klange der Stimme. Streng genommen ließ sich der Unterschied gar nicht

zergliedern, aber er war da und drängte sich Jedem, der Augen hatte zu sehen, unabweislich auf.

Die dunklen grauen Augen mit ihren langen goldschimmernden Wimpern, der helle Teint, die lange leicht gebogene Nase, die feinen glattrasierten Lippen, der röthliche Backenbart, das braune Haar und die leichte biegsame Gestalt erinnerten an ein Portrait aus der Regierung Karls des Zweiten, jenem goldenen Zeitalter für Witz und Schönheit und keiner andern Tugend unter der Sonne. Oswald Pentreath hatte in seiner Erscheinung alle die Anmuth und alle die Schwäche, welche die goldene Jugend jener Aera charakterisierten. Judith war nicht tiefblickend genug, um das zu erkennen, ihr fiel aber doch an dem jungen Manne etwas Weibisches auf, das sie beleidigte und sie hielt mit ihrer Ansicht nicht hinter dem Berge. Sobald Oswald Herne erlaubt hatte, sich wieder in Bewegung zu setzen, was er mit vielem unnöthigen Geräusch zum Schrecken der friedlich spielenden Kinder that, wandte sie sich mit der ganzen Schärfe ihrer stets zur Herbheit geneigten Morgenlaune zu ihrem Bruder und sagte: »So ein Geck ist mir in den Tod zuwider.«

»Ich glaube nicht« daß der junge Pentreath diese Bezeichnung verdient,« antwortete Joshua, während er seine Thätigkeit hinter dem andern Ladentisch ruhig

fortsetzte. »Er trägt keine besonders feinen Kleider und hat auch, so weit ich von ihm gehört habe, keine kostspieligen Gewohnheiten.«

»Das hat einen guten Grund — es fehlt ihm dazu an Geld. Laß den alten Squire todt sein und ich gebe Dir mein Wort darauf, er putzt sich wie ein Pfau und verthut Geld wie ein Lord. Das sehe ich Alles an der Art und Weise, wie er die Augen aufschlägt.«

»Du mußt eine sehr scharfe Menschenkennerin sein, Judith, wenn Du aus einem so geringfügigen Anzeichen so viel herauszulesen vermagst,« erwiderte Joshua mit einem ruhigen Lächeln, das etwas Herablassendes hatte. Wie Jemand, der von der gewaltigen Einsamkeit eines hohen Berges auf das kleinliche Treiben eines armseligen Dorfes blickt, sah er von seiner Höhe auf die weibliche Schwäche seiner Schwester. »Mir gefällt der junge Mann,« fügte er hinzu.

»Mir nicht,« entgegnete Judith, eine Schieblade mit Geräusch schließend, »mir ist er für mein Geld zu hübsch. Ich hätte mich nie entschließen können, einen hübschen Mann zu heirathen. Hätte ich mir daraus etwas gemacht, so hätte ich in meinem siebenundzwanzigsten Jahre heirathen können. Da war der junge Chandler, der Sohn des Müllers, der hatte

einen Teint wie ein Mädchen und Augen wie Vergißmeinnicht — was hat der sich für Mühe um mich gegeben! Mir war aber immer, wenn ich ihn sah, als ob ich zu viel Kandis gegessen hätte, ganz übel wurde mir zu Muthe. Er würde ein schweres Leben bei mir bekommen haben, hätte ich mich überwunden und ihn genommen! — Das wäre so etwas für mich gewesen, eine Puppe mit weißem und rothem Gesicht im Hause zu haben, die sich den Anschein geben will, als wäre sie ein Mann.«

»Er hat aber doch eine sehr energische, tüchtige Frau bekommen, Judith.«

»Das ist ein großes Glück für ihn. Hätte er eben solch zartes Wesen geheirathet, wie er ist, so würden sie miteinander in den Wald gegangen sein, um von Thau und Morgenroth zu leben und die Rothkehlchen hätten sie mit Blättern zudecken müssen.«

---

## Viertes Kapitel.

### *Wald und Wildniß.*

Der Verlust des Delphin war für Oswald ein schwerer Schlag. Die Tage schienen ihm viel länger geworden zu sein, das Leben allen Glanz und alle Freude eingebüßt zu haben, seit er die geliebte Yacht nicht mehr besaß. Die Liebe zur See war mit ihm geboren; seine glücklichsten Stunden waren es gewesen, wenn er an den romantischen Küsten seiner Heimat gekreuzt oder eine Sommerreise nach den wilderen cornischen Küsten gemacht hatte.

Seit der Yacht war auch seine eigentliche Beschäftigung verschwunden und zum ersten Male in seinem Leben machte er sich das Faktum klar, daß er im Grunde ein Müßiggänger sei. Er hatte keinen Beruf, keine Hoffnung auf irgend eine Laufbahn, keinerlei Ehrgeiz. Seine Zukunft war ihm vorgezeichnet. Sein Vater wurde allmählig älter und älter, starb, ward in die Familiengruft beigesetzt und Pentreath, das durch vieljährige Sparsamkeit und gute Bewirthschaftung bedeutend verbessert worden, war

sein Eigenthum.

Es herrschte nicht viel Zärtlichkeit zwischen Vater und Sohn und Oswald ließ sich durch keine sentimentalen Anwandlungen im Ausmalen seiner Zukunftsbilder stören. Er besaß ein zu gutes Herz, um seines Vaters Tod zu wünschen, aber er verhehlte sich auch nicht, daß dies ein Ereigniß sei, das nach dem Laufe der Natur doch einmal eintreten müsse und daß es seine Existenz völlig umgestalten würde. In einem Alter von etwa vierzig Jahren mußte er menschlicher Berechnung nach das Gut erben. Dann konnte Arnold seine Fahrten von Meer zu Meer einstellen und zur Heimat seiner Kindheit zurückkehren. Die Brüder hatten sich stets sehr geliebt. Als Arnold, nachdem ihn sein Vater eines Knabenstreiches halber grausam gezüchtigt hatte, nach Bristol lief und auf ein nach Bombay segelndes Kauffarteschiff ging, wurde sein Name von dem Squire nie wieder genannt, die Brüder waren aber in Verbindung geblieben und alle drei bis vier Monate sandte Arnold an Oswald aus irgend einem fremdländischen Hafen einen Brief, durch welchen er ihn von seinen Wanderungen unterrichtete.

Des Squires zweiter Sohn hatte es zu etwas gebracht. Er war im Alter von dreiundzwanzig Jahren erster Male auf einem Ostindienfahrer und hatte die Aussicht, daß er mit sechsundzwanzig Jahren Capitain



sein werde. Es war kein leichtes Leben welches er führte, das ersah Oswald aus allen seinen Schilderungen, aber es gefiel ihm. Es war ihm gelungen durch seine Geschicklichkeit das Schiff zu retten, als dieses in einer schwierigen Lage des Capitains beraubt war, der in Folge eines Falles krank in der Kajüte lag, und die Eigenthümer des Fahrzeugs hielten ihn sehr hoch. »Es ist ein besseres eben Leben als dasjenige, welches Du in der Grange führst,« schrieb der Seemann, »da Du aber dort eines Tages Commandeur werden sollst, ist es besser, Du bleibst auf Deinem Schiffe. Ich sehe die Welt, lerne Menschen und Sitten kennen, während Du nach dem Wenigen, was Du von den Wechsefällen des Lebens erfährst, ebenso gut einer von den sieben Schläfern sein könntest. Mir scheint indeß, diese träumerische Lebensweise gefällt Dir; Du hast die Dinge stets leichter genommen als ich.«

Die Trennung hatte die Liebe zwischen den Brüdern nicht abzuschwächen vermocht und wenn sich Oswald die Tage, in welcher er Herr in der Grange sein würde, schön ausmalen wollte, so dachte er sich, daß alsdann Arnold zurückkehre.

»Ich schaffe die schönste Yacht an, die man je auf dem Meere gesehen hat.« sagte er, »und Arnold soll sie führen. Ich gebe ihm tausend Pfund das Jahr und

wenn er heirathet soll er ein reizend eingerichtetes Haus und fünfzig Morgen Gartenland pachtfrei haben. Es ist bei uns nun genug geheizt und zusammengescharrt worden, Arnold und ich wir wollen das Leben genießen.«

Es war recht traurig; daß sich ein so schönes Luftschloß nicht jetzt, in der Blüthe und Frische des Lebensmorgens verwirklichen ließ. Die Begriffe von Glück verändern sich beim Menschen im Laufe der Jahre gar sehr und werden meist selbstsüchtiger Natur.

Oswald's einziges Vergnügen bestand jetzt noch im Reiten, da er doch aber nicht den ganzen Tag auf Hernes Rücken zubringen konnte, so fing er an mit einem Band Gedichte in der einen Tasche und einem Bleistift und Skizzenbuche in der andern, weite planlose Fußwanderungen durch Wald und Feld, über Berg und Thal zu machen. Er liebte die Natur und war nicht ohne Talent für das Zeichnen und so konnte er Stunden lang sitzen und mit peinlicher Genauigkeit jedes Federchen und jede Linie eines aus einer Steinspalte hervorwachsenden Farnkrautes mit seinem Stifte nachbilden. Während er beschäftigt war, die Farnkräuter und Bäume, die Blumen, die Felsen und das durch die Lichtungen des Waldes schimmernde Meer mit seinem Stift auf das Papier zu bannen, versuchte er gleichzeitig sich in der Poesie.

Das Echo des größten Sängers seiner Zeit war soeben verklungen, sein Tod erfüllte die Herzen seiner Verehrer und Freunde noch mit tiefem Schmerz und unter denen, welche sich durch ihn angeregt fühlten, ebenfalls die Saiten der Harfe zu rühren, befand sich auch Oswald. Die Natur in ihrer Größe und Lieblichkeit, wie sie sich in Comhaven offenbarte, wäre wohl geeignet gewesen, einen Menschen der ein so mäßiges, träumerisches Leben führte, wie Oswald Pentreath, bei selbst nur mäßiger Begabung zum Dichter zu machen, es muß jedoch eingestanden werden, daß er sich nicht über jene Reimschmiede in Taschenbüchern und Kalendern erhob, welche sich in weichlichen Klagen über die Heirath einer Angebeteten mit einem glücklichen reichen Nebenbuhler ergossen oder eine Elegie auf den Tod der Prinzessin Charlotte sangen.

Mochte er aber auch keine poetische Begabung haben, so besaß er doch Geschmack und Verständniß für die Poesie, es war daher für ihn immerhin angenehm unter den Farrnkräutern im Pentreath-Walde zu liegen und Manfred oder den Corsar zu lesen.

An einem Augustnachmittage, eine Woche nach seiner Errettung durch Joshua Haggard, lag Oswald in der beschriebenen Weise im Walde. Plötzlich hörte er

eine helle Knabenstimme und gleich darauf das Rauschen von Frauenkleidern und eine zweite weit melodischere Stimme, die sich an der Schönheit der Farnn erfreute.

»Solche hoben wir nicht in der Wildniß, Du mußst welche davon mitnehmen,« fügte sie hinzu.

Oswald sprang schnell auf. Er hatte die Stimme erkannt, sie gehörte der Tochter des Predigers an.

»Suchen Sie Farnkräuter« Miß Haggard?« fragte er« nachdem sie sich begrüßt hatten.

»Jim Und ich haben Farnkräuter sehr gern,« antwortete sie schüchtern und mit einer Haltung als wisse sie nicht, ob sie nach dem ersten Gruß vorübergehen oder noch länger verweilen solle. Jim stieß seinen Stock in die Erde und stützte sich mit seinem ganzen Gewicht darauf, als wolle er sich gleich einem edlen Römer in sein Schwert stürzen.

»Bitte sprich nur von Dir, Naomi,« sagte er sich wieder aufrichtend, »ich mache mir nicht viel daraus, und es ist kein Spaß, die Dinger auszugraben. Ich habe alle Arbeit und Du hast allen Ruhm davon. Sie müssen wissen,« wandte er sich erklärend an Oswald, »sie hat Vater so lange gequält, bis er ihr ein Stück wüstes Land jenseits unseres Obstgartens gegeben hat. Darauf pflanzt sie nun Farnkräuter und

Schlüsselblumen und Maaßliebchen und solch Zeug mehr, nennt es ihre Wildniß und ich habe die Plage, ihr das Unkraut zusammenschleppen. Hätte ich ein Stückchen Land, so pflanzte ich etwas Gutes zu essen hinein; Tante Judith mag das Thorheit schelten so viel sie will. Ich nenne die Wildniß Naomis Thorheit.«

»Sei nicht so garstig, Jim. Du hast dort manche Stunde gesessen und Dich mit Lesen unterhalten.«

»Ja, wenn ich einmal einer schönen Geschichte habhaft werden konnte, wie Rob Roy oder Caleb Williams oder Udolphos Geheimnisse. Ich kann es nicht leugnen, es ist ein Ort, wie geschaffen um Tante Judith aus dem Wege zu gehen; sie kann nicht so leicht hinkommen und Einen plagen, denn es ist weit vom Laden und geht steil an.«

»Das muß ein entzückendes Plättchen sein,« sagte Oswald, das von einem groben Strohhut eingefasste lieblich erglühende Gesicht des Mädchens bewundernd.

»Wollen Sie sich nicht niederlassen, Miß Haggard, und nach Ihrem Gange ein wenig ruhen?«

»Ja, das will ich!« rief Jim und streckte sich seiner ganzen Länge nach ins Gras, »wir haben ehe wir hierher kamen von der Hitze viel ausgestanden, »Ihr Wald ist schön und kühl, Mr. Pentreath.«

Naomi setzte sich auf eine niedrige Bank neben dem Rasen, auf welchem sich ihr Bruder streckte und dehnte. Jim's Gesprächigkeit und Zuthulichkeit hatte sie auch ihre Schüchternheit überwinden lassen. Neugierig blickte sie in Oswalds Buch, das aufgeschlagen auf der Moosbank lag. Es war nur in einfach blaues Papier gebunden, unsere Vorfahren gaben selbst ihren Lieblingsschriftstellern keine kostbarere Hülle.

»Ist das eine Geschichte?« fragte Jim auf den Band deutend.

»Nein, es ist ein Drama von Lord Byron.«

Naomi stieß einen leichten Seufzer halb des Erstaunens, halb des Entsetzens aus, als hätte sie plötzlich die Entdeckung gemacht, in schlechte Gesellschaft geraten zu sein.

»Sie lesen Lord Byron?« fragte sie.

»Bis ich jede Zeile auswendig kann,« antwortete Oswald mit Enthusiasmus. »Einen Dichter wie ihn hat es noch nie gegeben und wird es nie wieder geben. Dagegen ist alle andere Poesie, Shakespeare ausgenommen, nichts als Prosa. Alle anderen Dichter haben nach dem Kopfe geschrieben, Byron allein mit dem Herzen, deshalb sind auch alle andern Werke gegen die seinen langweilig, farblos, nichts als ein

sorgfältig ausgeklügeltes Wortgefüge. Und dieser Byron hat Pope bewundert. Es ist just als bewundere der Mont Blanc Holbornhill!«

»Meinen Sie Alexander Pope?« fragte Naomi als gebe es einen ganzen Clan von Poeten dieses Namens.

»Gewiß.«

»In einem Buche, das mein Vater mir geschenkt hat, stehen einige Gedichte von ihm, die mir sehr gefallen. »Das Universal-Gebet« und eine Elegie auf den Tod einer armen jungen Dame, die sich selbst den Tod gab. Kennen Sie sie?«

»Ja sie sind in ihrer Art ganz gut und das »Essay über den Menschen« ist noch besser. Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß Pope voll Witz und Kraft und Tiefe ist, aber ich vermag solch leidenschaftsloses Zeug ebenso wenig Poesie zu nennen wie Holbornhill einen Berg. Vergleichen Sie damit z.B. Manfred,« fügte er sein Buch öffnend hinzu.

»Lord Byron's Dichtungen sollen doch aber sehr, sehr gottlos sein?« fragte Naomi.

»Es ist viel darin, was ich einer jungen Dame nicht gerade als Lektüre empfehlen würde; wenn man das aber Alles hinwegnimmt, so bleibt doch immer noch genug, um ihn zum größten lyrischen Dichter aller Zeiten machen.« antwortete Oswald warm. »Erlauben

Sie« daß ich Ihnen eine Seite aus Manfred vorlese.«

»Bitte thun Sie das nicht; mein Vater hat uns verboten, Byron zu lesen. Ich habe einige Auszüge im Taschen-Magazin gelesen, sie schienen mir auch sehr schön — über einen aus der Braut von Abydos mußte ich weinen. Ich würde sehr gern mehr lesen, habe aber keine Aussicht dazu mein Vater will es nicht und er nimmt ein einmal gegebenes Verbot nicht zurück.«

»Ungefähr wie mein Vater« wenn er erklärt« mir kein Geld geben zu wollen; von einem solchem Ausspruch geht er nie ab,« sagte Oswald.

»Kommen Räuber in dem Manfred vor?« fragte Jim.

»Nein.«

»Dann mache ich mir nichts daraus; so ein Rob Roy gefällt mir. In einer Geschichte von Lord Byron kommt ein Mann Namens Mazeppa vor, den haben sie an wilde Pferde gebunden und von ihnen fortschleifen lassen. Solche Sachen lese ich gern.«

»Sie, Miß Haggard, lesen wohl gern die Waverley Novellen?« fragte Oswald, der sehr wohl begriff, daß ein Gespräch über Literatur seiner Bekanntschaft mit dem schwarzhaarigen Mädchen förderlich sein müsse.

Naomi schüttelte traurig den Kopf.

»Ich habe nichts davon gelesen,« sagte sie. »Mein



Vater hat eine Abneigung gegen alle Novellen und es ist auch nicht recht, daß Jim Rob Roy gelesen hat.«

»Unsinn!« rief Jim, die Hände in die Taschen seines Beinkleids steckend. »Ein Mann kann Alles lesen. »Darf nicht, ist ein Wort, das nur für Mädchen erfunden ist.«

»Ihr Vater ist« wie ich fürchte jedem Vergnügen abhold?« sagte Oswald.

»O nein, er ist sehr gut und freundlich, er wünscht aber, daß wir ernste Bücher lesen und in erster Linie die Bibel. Er sagt die Bibel enthalte so viel, daß wir nie damit zu Ende kommen, wenn wir sie auch unser ganzes Leben lang lesen; immer würden wir wieder etwas Neues etwas Wunderbares darin finden.«

»Das Gleiche habe ich bei Shakespeare empfunden.«

Naomi sah ihn mit einem Blick unaussprechlicher Bestürzung an. Wie war es möglich einen profanen Komödienschreiber so leichthin mit der Bibel zu vergleichen?!

»Es ist recht schade« daß Sie die Waverly-Novellen nicht lesen, sie sind sehr gut,« fuhr Oswald fort. »Man will behaupten, sie wären von Walter Scott, es dünkt mir aber unwahrscheinlich, daß Jemand, der Verse schreibt, plötzlich treffliche Prosa liefern könne.

Überdies sind die Novellen besser als Scott's Gedichte.«

Naomi seufzte. Sie fühlte, daß er von einer Welt sprach, von der sie ausgeschlossen war und für immer ausgeschlossen bleiben mußte. Es wäre von ihr ein Akt der Rebellion, eine offenbare Sünde gewesen, die Schwelle jener Wunderwelt überschreiten zu wollen, denn ihr Vater hatte sie gelehrt, dieselbe als eine Region des Bösen und der Versuchung zu betrachten.

»Ich hoffe, Ihrem Vater ist seine Güte gegen mich nicht nachträglich noch schlecht bekommen,« sagte Oswald, da er bemerkte, daß das Thema über Literatur erschöpft sei. »Er hat doch wohl keine Erkältung davongetragen?«

»O nein, der Vater ist sehr kräftig, ich erinnere mich nicht, ihn jemals krank gesehen zu haben.«

»Ein bewundernswürdiger Mann, kräftig an Körper und Geist.«

Naomis dunkle Wange rötete sich vor Freude.

»Er ist gut,« sagte sie, »und sein Einfluß lenkt die Menschen zum Guten. Vor vielen Jahren ehe er verheiratet war, wanderte er durch das Land und predigte auf freiem Felde. Er hat uns erzählt wie die Grubenarbeiter herbeikamen und ihm zuhörten, und wie die Tränen an ihren geschwärzten Wangen

hinabliefen, gerade wie bei den wilden rauhen Leuten um Bristol als Whitefield ihnen predigte.«

»Ich wünsche manchmal, nicht der Sohn eines solchen Heiligen geworden zu sein,« bemerkte Jim indem er in den blauen Himmel starrte und den Mund zum Gähnen öffnete, »es hat zu Zeiten seine Nachteile. Zu Hause bei uns giebt es entschieden zu viel Heiligkeit und zu wenig Pudding.«

»Aber Jim!« rief Naomi verweisend. »Möge Gott Dir ein neues Herz geben, damit Du die Dinge anders anschauen lernst.«

»Ich wünschte, Tante Judith bekäme ein neues Herz und ich könnte beim Abendbrod mehr anschauen, was auf dem Tische steht. Es ist ja ganz schön, was Alles von fleischlichen Anfechtungen und geistigem Hunger geredet wird, wozu wachsen denn aber die Aepfel, wenn man keine Pasteten daraus machen soll? Ich wünschte die Vorsehung hätte mich in einem Pachterhause geboren werden lassen, wo es reichlich Plumpudding und Süßigkeiten giebt. Wir bekommen niemals dergleichen zu sehen als wenn die Frommen zum Theetinken kommen und dann verderben sie mir den Genuß an den guten Dingen durch ihr Psalmensingen.«

Oswald mußte laut auflachen und da dergleichen

ansteckend zu wirken pflegt, so lachte Naomi mit, trotzdem es ihr leid that, daß James die Lehren seines Vaters dergestalt diskreditierte.

»Tante Judith ist in Kleinigkeiten viel strenger als der Vater und sie und Jim vertragen sich nicht zum besten,« sagte sie.

»Tante Judith mischt ihre Religion in Alles,« behauptete Jim. »Sie kann keine Kartoffel kochen, ohne eine Stelle aus der Bibel dabei anzuführen; Vater hat mehr Verstand.«

Das Gespräch wendete sich hierauf auf die Farrnkräuter und Oswald sagte Naomi die Namen von verschiedenen Arten — lange lateinische Namen, worüber sie ihre dunklen Augen voll Verwunderung öffnete. Dann gingen sie weiter, damit er ihr zeigen konnte« wo die verschiedenen Arten am besten gediehen. Die von ihren Schritten aufgescheuchten Kaninchen sprangen vor ihnen her, und machten ihre Mätzchen, die breiten Zweige der Ulmen und Buchen warfen auf den sonnbeschienenen Rasen die breiten Schatten. des Nachmittags. Ein warmes gelbes Licht erfüllte den vom würzigen Dufte verborgener Nadelholzbäume durchzogenen Wald.

Oswald zeigte seinen Begleitern seine Lieblingsplätze, die in der That Stellen einer

Waldlandschaft von unübertrefflicher Schönheit waren. Naomi kannte sie bereits alle, denn der Wald war das Ziel ihrer Spaziergänge an Sommernachmittagen, der Schauplatz mancher Heidelbeere- und Nußlese im Herbst; aus dem Walde holte sie im April Schlüsselblumen und im Mai Veilchen. War ihr aber auch die Szenerie von Kindheit an vertraut und lieb, gewann sie für sie jetzt, wo sie sie gleichsam durch ein künstlerisch gebildetes Auge sah, neue Reize.

»Wie glücklich muß Sie der Gedanke machen, daß dieser liebliche Fleck Erde Ihres Vaters Eigenthum ist, daß Sie diesem Walde angehören und er Ihnen!« rief sie aus.

»Ja« ich liebe ihn,« antwortete er. »Unser Geschlecht ist eng mit diesem Boden verwachsen. Seit den Tagen des Königs Stephan haben auf dieser Scholle Pentreath's gelebt. Wir haben einen Stammbaum der Pentreath von Pentreath, der ganz genau Glied für Glied fortgeführt ist. Auch ist es in unserer Familie Sitte gewesen, daß sich Vetter und Base geheirathet haben, so daß der Landbesitz zusammenblieb und darin ist vielleicht der Grund zu suchen, daß wir gegenwärtig auf einen alten Mann und zwei Söhne zusammengeschmolzen sind. Pentreath's mag's in der Welt noch genug geben, aber zu dem in

Devonshire ansässigen Zweige zu gehören, können sich nur mein Vater und dessen beide Söhne rühmen. Mein Vater hat übrigens keine Verwandte zur Frau gehabt, was mir sehr lieb ist.«

Das milde goldene Licht der am westlichen Himmel leuchtenden Sonne mahnte Naomi daran, daß es bald Theestunde sei. Sie hatte kein großes Verlangen nach Brod und Butter und würde sehr gern noch verweilt haben im flimmernden Schatten der Buchen, bei den Farrnkräutern, im Scheine der untergehenden Sonne und beim Glanze des hoch über den Wipfeln stehenden Mondes, der je mehr die Dunkelheit zunahm, von Grau in Silber und von Silber in Gold übergang, aber Unpünktlichkeit bei den Mahlzeiten war in Tante Judiths Augen eine himmelschreiende Sünde und auch Joshua mißbilligte es, wenn seine Kinder bei Tische fehlten. Naomi machte deshalb einen höflichen Knix und sagte:

»Leben Sie wohl, Mr. Pentreath, wir müssen jetzt nach Hause. Komm, Jim.«

Der Bruder leistete der Aufforderung nur sehr widerwillig Folge, denn er war von dem Anblick eines von Zweig zu Zweig springenden Eichhörnchens völlig gefesselt.

»Wenn es Theezeit ist, so werden wir uns wohl

trollen müssen,« sagte er, »hätten wir länger bleiben können, so hätte ich vielleicht das Eichhörnchen gefangen.«

»Kommen Sie doch morgen Nachmittag wieder und zwar in den Park, wenn Sie Lust dazu haben,« bat Oswald. »Er ist zwar durchaus nicht besser gehalten als der Wald, es giebt aber schöne alte Bäume darin.«

»Auch Eichhörnchen?« fragte Jim.

»Eine ganze Menge.«

»Dann will ich kommen. Paß auf Naomi. Hier sind Deine Farrnkräuter.«

Jim warf ihr ein großes Bündel Grünzeug in die Arme, während er die seinigen frei hielt, um seine frisch geschnittene Haselgerte nach Herzenslust zu schwingen.

»Erlauben Sie, daß ich die Farrnkräuter trage,« bat Oswald.

»O nicht doch, ich darf Sie nicht veranlassen, einen Umweg zu machen,« wehrte Naomi.

»Ich mache keinen Umweg, da ich gar kein bestimmtes Ziel habe. Sie gaben mir im Gegentheil eine erwünschte Gelegenheit, etwas zu thun, und Ihr Vater hat mir ja erlaubt, ihn zuweilen zu besuchen.«

Er hatte mit einer solchen Bestimmtheit gesprochen, daß Naomi keine Widerrede wagte und

ihm die Farnkräuter überließ. Sie gingen zusammen aus dem Walde, den Berg hinunter und nach der kleinen Bucht an der Mündung des Fließchens, das als ein kleiner Bach hoch auf den waldumkränzten Höhen entsprang und sein Bett hinter der Hochstraße in Combhaven hatte. Wie schläfrig sah doch der kleine Ort an diesem heißen Nachmittage aus. Die Katze, welche über die moosbedeckten Ziegel eines Daches schlich, erschien beinahe als wichtige Personage in der tiefen Stille. Die Gruppe Kinder, welche vor dem Glockenringe spielten, das Pferd, welches über eine Hecke schaute und der dicke Gastwirth im Ersten und Letzten, der vor der Thür seines Wirthshauses die Pfeife schmauchte, waren ringsum die einzigen Zeichen menschlichen und thierischen Lebens.

Naomi öffnete die Thür des kleinen grünen Gitters, durch welche sie und ihre Begleiter Einlaß erhielten in ein etwa zwanzig Fuß breites mit Nelken, Winden und bunten Bohnen bepflanztes Paradies. Vor dem Laden war ein gepflasterter Vorplatz, aber dieser kleine Vorgarten war der Stolz von Tante Judith, er gab dem Hause ein Ansehen von Vornehmheit, worauf sie, trotz ihres Radikalismus, sehr viel ab.

Das Wohnzimmer mit seiner gemalten Decke und seinen tapezierten Wänden sah an diesem heißen Nachmittage besonders kühl und schattig aus. Das



dunkle Theebrett, das altmodische Staffordshire-Theeservice, die glänzenden Nußbaumholztische und die breitsitzigen Stühle, die weißen Vorhänge mit ihren Fransen und Quasten und die im offenen Fenster stehende Reihe von Blumentöpfen mit blühenden und duftenden Blumen, dies Alles brachte auf Oswald Pentreath's leicht erregte Phantasie den angenehmsten Eindruck hervor. Wohl war die ganze Einrichtung im höchsten Grade einfach und bescheiden, aber man konnte sich hier doch viel eher heimisch fühlen als in der trostlosen Oede seines Vaterhauses.

Judith saß in ihrem grauen steifen Kleide mit einem breiten weißen Kragen, einer Mosaikbroche und Korallenohrringen kerzengerade vor dem Theebrett, das Bild einer stattlichen alten Jungfer; Joshua dagegen sah wie er so in dem am Fenster stehenden großen Armstuhl mehr lag als saß, müde und abgespannt aus. Er war soeben von einem weiten pastoralen Rundgange zurückgekehrt, denn er hatte bis Gewohnheit, nach entfernt liegenden Gehöften und Hütten zu wandern, um deren Bewohnern die heilige Schrift vorzulesen und auszulegen, zu beten mit den Frommen, wie für die noch Unerweckten. Viel Mühe und Arbeit, welche unter besseren Zuständen der Geistliche des Kirchspiels übernommen haben würde, fiel, wie die Dinge lagen, Joshua zu. Seine Heerde war

besser versorgt und ernstlicher behütet als die des vom Staate anerkannten und bestellten Hirten und es war wahrlich nicht zu verwundern, daß die Schafe des geistlichen Herrn sich von Woche zu Woche verminderten, während Joshuas Anhänger so zahlreich wurden, daß das auf der ansteigenden Hochstraße belegene scheunenartige Little Bethel sie bald nicht mehr zu fassen vermochte.

»Wir haben Mr. Pentreath im Walde getroffen, lieber Vater, und er ist mit uns gekommen, um Dich zu besuchen,« sagte Naomi.

»Ja, und ich hoffe, Du hast nun genug Zeit müßig hingebracht,« belferte Tante Judith. »Ich wette, die Taschentücher sind noch nicht gesäumt.«

»Ich habe das letzte des Dutzends vor dem Mittagessen fertig gemacht, Tante,« antwortete Naomi mit der ihr eigenen ernststen Zurückhaltung, welche weit entfernt von Blödigkeit oder Beschränktheit nur eine ruhige Unterordnung unter eine höhere Autorität ausdrückte.

»Es hätte müssen Band dagegen gesteppt werden,« sagte Judith, »einfaches Säumen hält die Behandlung nicht aus, die sie von einem Mädchen wie Sally erfahren.«

»Ich habe Band dagegen gesteppt, Tante, und Du

weiß ja auch, daß Sally nur selten das Theegeschirr wäscht.«

»Niemals, will ich hoffen!« rief Judith. »Es würde nicht viel davon bleiben, wenn sie es unter hätte, und es ist ein Muster, das man heutzutage nicht wieder bekommen kann und wenn man es mit Gold aufwiegen wollte.«

»Ein wahres Glück, daß Häßlichkeit aus der Mode kommt,« erwiderte Jim, der nicht ahnte, daß ein Tag kommen werde, wo die gewöhnlichsten Stasfordshire-Tassen und Töpfe einen Ehrenplatz im Kabinet eines Sammlers einnehmen würden.

»Sie gehörten Deiner Großmutter!« seufzte Judith, »das gilt Dir aber ganz gleich. Du hast keine Ehrfurcht vor Denen, welche vor Dir waren.«

Die Unterhaltung war in halblautem Tone am Tische geführt worden, während Joshua Oswald am Fenster freundlich willkommen hieß. Jetzt trat er mit seinem Gast herzu, Alle nahmen Platz, Judith füllte die Tassen und das Gespräch ward allgemeiner und gehaltener. Es gab nicht viel in Combhaven, worüber sich reden ließ, sie fanden aber trotzdem Unterhaltungsstoff. Joshua erzählte von den Leuten, welche er in Erfüllung seiner seelsorgerischen Pflicht den Tag über besucht hatte-. von ihren Leiden und

Freuden, wie dieser sich mit der Sense verwundet, jenem ein Stück Vieh krank geworden sei. Mr. Haggard verweilte absichtlich bei rein weltlichen Gegenständen und legte dadurch eine größere Klugheit an den Tags, als den meisten seiner Mitarbeiter im Weinberge des Herrn eigen zu sein pflegt.

Oswald, der zu seinem Glücke von Tante Judiths geringer Meinung über ihn keine Ahnung hatte, fühlte sich in dem kleinen Familienkreise ganz heimisch. Er schlürfte seinen Thee, aß sein Butterbrod, betrachtete die Blumentöpfe im Fenster und die bemalten Porzellan-Büsten von George Whitefield und John Wesley auf dem Kaminsims und befreundete sich mehr und mehr mit der Einrichtung des Zimmers.

Auf der einen Seite des Kamins stand ein Mahagoni-Bücherschrank mit Glastüren und in demselben sah man mehrere Reihen gut gebundener Bücher, die ihr Eigenthümer als Schätze zu bewahren schien, ganz im Gegentheil zu Oswald, dessen Bücher stets da zu finden waren, wo sie nicht hingehörten.

»Sie scheinen gern zu lesen, Mr. Haggard,« sagte Oswald mit einem Blick auf den Bücherschrank.

»Seht gern. Jede Mußestunde, die ich habe, gehört meinen Büchern, zusammengerechnet betragen meine

Mußestunden freilich nicht viel Tage im Jahre. Wenn ich einen weiten Weg zu machen habe, stecke ich stets ein Buch in die Tasche und lese im Gehen, da genieße ich den Inhalt am Besten.«

»Welches sind Ihre Lieblingsschriftsteller?«

»Bunyan, Barter und Lan.«

Alle drei waren für Oswald vollständige Fremdlinge, mit Ausnahme einer dunklen Erinnerung an des Pilgrim's Progreß, das er in früher Jugend verschlungen und dann wieder vergessen hatte.

Es trat Stillschweigen ein, aber man fühlte sich darob nicht in Verlegenheit. In einem Dorfe in Devonshire ist eine Pause in der Unterhaltung nicht etwas so Erschreckliches wie an einer Mittagstafel in London, wo der Strom des Witzes unerschöpflich sein soll und jedes Stocken desselben der Gesellschaft ein Armuthszeugniß ausstellt.

»Wir wollen in den Garten gehen,« schlug Joshua vor, nachdem der Thee getrunken war.«

»Ich werde Ihnen Naomi's Bildniß zeigen,« sagte Jim vertraulich zu Oswald, unbekümmert um den strafenden Blick, den ihm Tante Judith zuwarf, denn er hatte seinen Tassenkopf umgestülpt und den Theelöfel waagrecht darüber gelegt. Joshua hatte diesen Abend frei, denn in Little Bethel war kein

Gottesdienst und im Laden gab es für ihn erst gegen den Schluß desselben wieder zu thun, er durfte es sich daher gestatten, sich nach einem arbeitsvollen Tage in seinem Garten zu erfrischen.

Tante Judith ging in den Laden, da für sie auch in diesen Stunden keine Ruhe war. Gute Hausfrauen, die während des Tages zu sehr in Anspruch genommen gewesen, um ihr Näh- und Strickzeug anzurühren, entdeckten nach dem Thee gewöhnlich, daß ihnen Nadeln, Garn u. s. w. fehle und eilten zu Haggards, um den betreffenden Einkauf zu machen und sich gleichzeitig nach dem Befinden des Predigers zu erkundigen.

Mr. Haggards Garten, ein ovales Stück Land, etwa einen Morgen groß, stieß an einen zweiten Garten, der seit hundert Jahren mit Obstbäumen bepflanzt war, und hatte durchaus nichts Malerisches. Es war hauptsächlich mit Rücksicht auf das Nützliche angelegt und man hatte dem Schönen nur insofern Rechnung getragen, daß man den Gemüsebeeten und den Beeten mit Zwiebeln und Turnips eine Einfassung von gewöhnlichen Blumen gegeben hatte. Es war aber ein Garten, in welchem die üppigste Fruchtbarkeit vereint mit der größten Ordnung herrschte. Die engen Wege waren sauber geharkt und zwischen den Gemüsen und Blumen war wenig Unkraut zu sehen.

Die Verantwortlichkeit für den guten Zustand der Dinge hatte Jim, er arbeitete täglich im Garten, wobei er einige Unterstützung seitens der Laufburschen und sehr viel seitens seiner Schwester Naomi hatte, welche eine leidenschaftliche Blumenfreundin war.

Mr. Haggard ging mit den jungen Leuten bis zum Ende des Gartens und setzte sich dann, da er sich ermüdet fühlte, auf eine Bank unter den großen Nußbaum. Vor demselben breitete sich ein Rasenplatz aus, auf welchem ein rohgezimmerter Tisch, ein Ergebniß von Jim's Kunstfertigkeit, stand; wenn es die Geschwister sehr diplomatisch angingen, so gelang es zuweilen, Tante Judith zu bewegen, daß an schönen Nachmittagen hier der Thee getrunken ward.

Joshua liebte seinen Garten in einer mehr passiven Weise. Er meditierte daselbst an Sonnabend-Nachmittagen seine Predigt für den folgenden Sonntag, las seine Bücher oder gab sich dem Studium seines eigenen Herzens hin und lauschte den Eingebungen seines Innern, woran ein großer Theil seines Systems beruhte. Viel wer im Herzen des Predigers freilich nicht zu forschen und zu suchen. Nichts Böses lauerte in einer verborgenen Falte, an diesem Manne war Alles so aufrichtig, so einfach und rein, daß er einer von den wenigen Menschen genannt werden konnte, die der Vollkommenheit so nahe

kamen, wie dies dem Sterblichen überhaupt möglich ist.

Die jungen Leute schlenderten den schmalen Weg entlang nach dem Obstgarten hinauf. Wäre Tante Judith dagewesen, sie würde Maßregeln gegen einen so ungehinderten Verkehr des jungen Squire mit ihrer Nichte getroffen haben; ihrem Bruder konnte es aber wohl begegnen, daß er, vertieft in die Betrachtung fernliegender Dinge, Kleinigkeiten, die sich in seiner nächsten Nähe begaben, übersah, und so fiel es ihm auch nicht im entferntesten ein, daß die Unterhaltung der jungen Leute irgend welche Gefahren mit sich bringen könnte.

»Kommen Sie, jetzt zeige ich Ihnen unsere Wildniß!« rief Jim und öffnete die nach dem Obstgarten führende Thür.

Der Obstgarten war ein viereckiges Stück Land, das in eine scharfe Spitze auslief, und das dadurch gebildete Dreieck hatte bis zu Naomis fünfzehntem Geburtstage wüst gelegen. Bei dieser Gelegenheit hatte sie sich von ihrem Vater den unbenutzten und somit werthlosen Fleck zum Geschenk ausgebeten und es war seit jener Zeit für sie eine stetige sie beglückende Aufgabe gewesen, ihr kleines Besitzthum mit wilden Pflanzen auszustatten, wie sie die Natur in



Wald und Wiese, auf Bergen und in Thalern hervorbringt. Pflanzen, die im Sande gedeihen und die feuchten Boden verlangen, solche die sich nach der Sonne sehnen und solche, die den Schatten lieben, holte sie mit Jim's bald freudig, bald murrend geleistetem Beistande herbei, und sie wuchsen alle einträchtig zusammen, umschwärmt von Vögeln, Schmetterlingen und Bienen, als habe Thier und Pflanzenreich sich vereinigt, die stille, bescheidene Naomi glücklich zu machen.

»Ich glaube, bei uns käme selbst das Seegrass fort, wenn wir es versuchten,« meinte Jim.

Der uralte Obstgarten sah aus wie ein Hospital für verkrüppelte Bäume, so krumm und lahm erschien jedes der darin befindlichen Exemplare, die entschieden weit mehr Baumharz als Früchte erzeugten. Der Rasen war dagegen grün und glatt und in einer sonnigen Ecke stand eine Reihe von Bienenkörben, deren Ertrag Tante Judith besonders guten Kunden als eine Gunst zu einem recht anständigen Preise verkaufte.

»Wir setzen uns der Gefahr aus, gestochen zu werden, und andere Leute bekommen den Honig,« klagte Jim, den diese Einrichtung in seinen innersten Gefühlen verletzte. »Das kommt davon, wenn man

von einer Tante erzogen wird. Wenn unsere Mutter noch lebte, würden wir öfter Kuchen und Süßigkeiten bekommen, das weiß ich ganz gewiß.«

Jim hatte nur eine sehr dunkle Vorstellung von seiner verstorbenen Mutter, um desto mehr war er geneigt, ihren Verlust mit jeder Entbehrung in Verbindung zu bringen, die ihn nach seiner Meinung das allzu strenge Regiment der Tante erdulden ließ.

Sie schlenderten im Obstgarten hin und her und unterhielten sich von Diesem und Jenem. Die Tischzeit des Squire war darüber längst vorbeigegangen und Oswald wußte, daß er sich durch sein Ausbleiben um sein Mittagessen gebracht habe, denn in der Grange gehörte es zu den unmöglichen Dingen, das außer zu der festgesetzten Stunde noch eine Mahlzeit aufgetragen werden konnte. Die Haushälterin, Mrs. Nicholas, kannte ihre Pflicht viel zu gut, als sich zu solchen thörichten Zugeständnissen herbeizulassen. Der junge Mann verschmerzte den Verlust aber sehr leicht, er fand reichlichen Ersatz in der Unterhaltung mit Naomi, denn weibliche Gesellschaft war ihm etwas völlig Neues. Der Squire lebte in vollständiger Abgeschlossenheit und genoß die allgemeine Unbeliebtheit, in der er stand, wie ein Vorrecht, denn sie ersparte ihm seiner Meinung nach jährlich fünfhundert Pfund.

»Ein populärer Mann ist aller Welt's Freund, nur nicht sein eigener,« pflegte er zu philosophieren, »die Leute verlangen unausgesetzt Gefälligkeiten von ihm. Mich spricht niemals Jemand um etwas an.«

Als Sohn des geizigen Einsiedlers hatte sich auch Oswald von allem Verkehr fern gehalten, denn da ihm sein Vater gar kein Taschengeld gab und er von Natur nobel war, konnte er es nicht ertragen, durch Besuche in den angenehmen Landhäusern, die ringsum zwischen den Hügeln zerstreut lagen, Verpflichtungen auf sich zu laden, deren er sich in keiner Weise zu entledigen vermochte. Er führte das einsamste Leben, das für einen jungen Mann in seiner Stellung nur gedacht werden kann und war dadurch so recht in der Lage, die Byronsche Richtung bei sich auszubilden. Glücklicherweise hatte ihm die Natur ein Gegengewicht in einer Neigung, das Leben leicht zu nehmen, verliehen; eine so einsame und abgeschiedene Existenz er auch führte, fühlte er sich doch nicht unglücklich, sondern versuchte, sie so gut wie es gehen wollte, zu ertragen, amüsierte sich auf seine eigene Hand und beklagte sich gegen Niemand. In seine Unterhaltung mit seinem Vater mischte sich wohl hin und wieder ein Tropfen Bitterkeit, denn die niedrige Gesinnung und der Argwohn des alten Mannes überstieg in der That öfter Alles, was ein

Mensch ertragen kann, das war indeß auch die einzige Bitterkeit in seinem Leben. Bisher auf die Gesellschaft von Landleuten und Schiffern beschränkt, war es für den jungen Mann etwas ganz Neues, sich in der Gesellschaft eines hübschen jungen Mädchens zu befinden, die, wenn sie auch im Range unter ihm stand und einen beschränkten Gesichtskreis hatte, doch gute Manieren besaß und in gebildeter Sprache redete. Naomi's Sehnsucht nach einem schönerem befriedigerenden Leben als die engen Verhältnisse in Combhaven boten, fand in seiner Brust den lebhaftesten Widerhall. Sie waren erst zum zweiten Male beisammen und schon erkannten sie eine große Gemeinsamkeit ihrer Empfindungen.

»Wenn Sie ein Mann wären, so würden Sie wohl schwerlich in Combhaven bleiben, Miß Haggard,« bemerkte Oswald, nachdem sie über den Ort und seine Einförmigkeit gesprochen hatten.

»O nein. Wäre ich ein Mann, so würde ich Prediger und ginge zu den cornischen Grubenarbeiten, um ihnen zu predigen, wie es der Vater in seiner Jugend gethan hat, oder ich würde Missionair und ginge nach Indien.«

»Davon haben Sie schon neulich Abends gesprochen.«

»Ja, es würde mir große Befriedigung gewähren, jene armen Geschöpfe zu belehren, sie von ihren abscheulichen Götzen, ihren Menschenopfern und Grausamkeiten zu erlösen. Warum lassen wir sie in diesen furchtbaren Irrthümern?«

»Ich glaube, das Bekehrungswerk würde unsere Kräfte weit übersteigen. Es mag einem Missionair wohl gelingen in einem stillen Winkel sein Schul- und Betzimmer aufzuschlagen und ein kleines Häuschen Heiden zu taufen und zu so zweifelhaften Christen zu machen, daß sie sobald er den Rücken wendet, wieder zu Siva zurückkehren, aber ganz Indien seinen falschen Göttern abwendig machen zu wollen, das ist ein Plan, der an Unausführbarkeit Alles übersteigt, was die menschliche Phantasie an lustigen Träumen je ausgebrütet hat. Als Burke im Unterhause die Mißbräuche unserer Regierung in Indien zur Sprache brachte, war das Territorium der Ostindischen Compagnie schon größer als das von Rußland und der Türkei zusammen. Seitdem haben wir unsere Eroberungen noch weiter ausgedehnt und unter der ungeheuren Bevölkerung von Eingeborenen sind die Engländer verschwindend dünn gesät. Sie werden sich Ihre Reformpläne für Indien wohl aus dem Sinne schlagen müssen, Miß Haggard; die Thug's würden Sie erwürgen, die Khoord's würden Sie bis an den

Hals vergraben und ihren Götzen opfern oder die Tiger Sie zerreißen.«

»Gewiß!« rief Jim. »Von Leuten, die nach Indien gehen, kommen wenige davon, die meisten werden von den Tigern zerrissen; ich habe noch kein Magazin in der Hand gehabt, in dem nicht ein Bild wäre, auf dem Menschen von Tigern verspeist werden.«

Sie waren unter diesen Gesprächen in die »Wildniß« gelangt, wo dicht verwachsene Farrnkräuter mit lieblich duftenden Feld- und Waldblumen abwechselten und Steine hier und da zwischen dem üppigen Grün hervorblickten; es hatte Jim nichts wenig Arbeit gekostet, diese Steine herbeizuschaffen und so zu placiren, daß sie wie von Anfang an hier befindlich aussahen. Eine Seite der kleinen Einsamkeit wurde von Maulbeerbäumen und den überhängenden Zweigen einer Ulme aus einem anstoßenden Garten beschattet, und hier hatte Jim eine von ihm unter den Ruinen eines alten Herrnhuses aufgelesene Steinbank angebracht. Inmitten der Wildniß stand umwuchert von Farrnkräutern und Schlüsselblumen eine alte steinerne, Sonnenuhr, welche ebenfalls jenen Ruinen angehörte, und sammt der Bank dem Platze das Gepräge des Alterthümlichen verlieh. Man konnte hier wännen, weit ab von dem kleinlichen Getriebe der Welt von Combhaven, in

einer freundlichen Oase jener Wüste zu sein, und von der andern Seite erschien es gar nicht undenkbar, daß Jemand sein Lebelang in der Hauptstraße in Combhaven wohnen und keine Ahnung von Naomi's Wildniß haben konnte. Zuweilen blickte wohl das sanfte Gesicht eines Schafes durch eine Lücke der Hecke und das gute Thier beschäftigte sich alsdann möglicherweise mit der Frage, ob die Farn und Blumen eßbar sein möchten, Spuren menschlichen Lebens waren aber in dem Nachbargarten selten zu entdecken,

Oswald lobte die Wildniß pflichtschuldigst und ihre einfache Schönheit gefiel ihm auch wirklich, wenn sie ihm auch nach der pittoresken Großartigkeit, an die er durch den Wald und Park von Pentreath gewöhnt war, nicht besonders zu imponiren vermochte. Er nahm neben Naomi auf der alten breiten Steinbank Platz und sah ihr eine Zeit lang schweigend und gedankenvoll zu, wie ihre braunen, aber feinen und wohlgeformten Finger eifrig die Nadeln des Strickzeugs bewegten, das sie aus der Tasche gezogen hatte.

Oswald fand sie schön, viel schöner als die sogenannten Schönheiten in Devonshire mit den Gesichtern wie Milch und Blut. Sie hatte fein geschnittene Gesichtszüge von edlem Gepräge, die Augen waren dunkel und hatten jene schweren Lider,

welche man öfter an Skulpturen als im Leben sieht, der Mund war voll und fest, das Kinn vielleicht etwas zu breit für den Begriff weiblicher Lieblichkeit. Täuschte dieses Gesicht nicht, so war sie die echte Tochter ihres Vaters und die weibliche Milde wurde von einer männlichen Festigkeit überwogen. Oswald Pentreath konnte aber keinen Tadel an diesem edlen Gesichte finden. Mit der stärksten Sympathie fühlte er sich zu Naomi hingezogen, es war nicht Liebe beim ersten Blicke, was er für sie empfand, sondern Freundschaft, Vertrauen, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, und er hatte keine Ahnung, daß für ihn in den neuen Gefühlen, denen er sein Herz öffnete, irgend welche Gefahr liegen könnte. Ja selbst, wenn er sich ihrer ganzen Tragweite bewußt gewesen wäre, würde er schwerlich eine Gefahr für sich darin erblickt haben. Geld hatte er nicht auszugeben, sein Herz konnte er aber schenken, wem er wollte, darüber war er unbeschränkter Herr.

»Heirathe meinerwegen eine Viehmagd,« hatte der Squire einmal in seiner brutalen Weise zu ihm gesagt, »nur erwarte nicht, daß Du, so lange ich lebe, einen Schilling zu ihrem Unterhalt bekommst. Ein heruntergekommenes Gut kann nur dann frühe Heirathen ertragen, wenn dadurch Land oder Geld hinzugebracht wird.«



Sie waren ungefähr eine halbe Stunde in der Wildniß gewesen, Jim hatte alle seine Paradestücke gezeigt und erzählt, mit welchem Heldenmuthe, ja mit welcher offenbaren Lebensgefahr er sie herbeigeholt, und Joshua war inzwischen aus dem Garten in den sich mit Käufern füllenden Laden zurückgekehrt, denn die Sonne war hinter den Strohdächern der Hochstraße versunken, da stand auch Naomi auf und wickelte ihr Strickzeug zusammen.

»Wir müssen hineingehen, Jim, Du hast Deine Exempel für morgen noch zu rechnen,« sagte sie.

Oswald sah ein, daß er seinen Besuch schicklicherweise nicht weiter ausdehnen dürfe. Er kehrte mit den Geschwistern nach dem Hause zurück, ging aber nicht wieder mit hinein, sondern blieb an einer kleinen Nebenpforte, die sich nach der Straße öffnete, stehen, um sich zu verabschieden.

»Sie hätten doch zum Abendessen bleiben können, es wäre viel unterhaltender wenn Sie mitäßen,« sagte Jim.

»Für heute bin ich Ihnen schon zu lange lästig gefallen,« antwortete Oswald ceremoniös, und da Naomi die Einladung ihres Bruders nicht unterstützte, so wechselte er mit beiden einen Händedruck und entfernte sich.

Zum großen Erstaunen der Geschwister stand Tante Judith, die um diese Stunde sonst immer im Laden war, in der Haustür und erwartete sie.

»Ich denke, Du hast wohl nun genug Zeit mit Deinem feinen jungen Herrn vertrödelt,« rief sie Naomi mit verschärfter Bitterkeit im Tone entgegen.

»Ich habe keine Zeit vertrödeln Tante, denn ich hatte mein Strickzeug bei mir und es gab jetzt gerade nichts Anderes im Hause zu thun,« antwortete Naomi.

»Das thut mir leid genug-. Es schickt sich gar nicht für Dich, daß Du mit einem jungen Manne, der im Range weit über Dir steht, im Garten promenierst; möchte wohl wissen, was Dein Vater dazu sagen wird?«

»Der Vater war ja die meiste Zeit bei uns,« entgegnete Naomi.

»Wirklich? Und als er in's Haus gegangen war, was wurde dann? Eine hübsche Ausführung für die Tochter eines Krämers. Aus solchen Geschichten ist noch nie etwas Gutes entstanden, das kann ich Dir sagen, Miß Naomi.«

»So lange ich dabei bin, geschieht nichts Unrechte! rief Jim mit zornrothem Gesichte.«

»Jeden Mann, der ein unehrerbietiges Wort gegen meine Schwester äußerte, schlug ich nieder, er wäre,

wer er wolle; was aber den jungen Squire anbetrifft, so ist er ein Gentleman und so zimperlich wie ein Mädchen.«

»Den zimperlichen jungen Herren traue ich erst recht nicht,« antwortete Tante Judith, »sie —« Die weitere Auseinandersetzung ward hier abgeschnitten, denn von der offenen Ladenthür her ertönte der dringende Ruf nach Miß Haggard und sie enteilte, um Kattun oder Zwirn und Band zu verkaufen.

Naomi kam es an diesem Abend vor, als ob das Gebet, das Bibellesen und die Mahlzeit noch etwas langweiliger als gewöhnlich verliefen. Die ruhige Monotonie ihres Lebens drückte sie wie eine Last, die sie körperlich zu tragen hatte. Sie hatte sich seit Kurzem die Frage vorgelegt, ob diese Existenz immer so fortgehen, sich Tag für Tag das gleiche, nie wechselnde Einerlei immer und immer so fortspinnen werde; ob das Loos, welches Tante Judith befriedigte, für alle Zeiten auch ihr genügen solle und müsse; ob das sich in ihrer Brust regende Sehnen nach etwas Erhabenerem und Besserem sich durch seine eigene Ruhelosigkeit erschöpfen und ermüden solle, wie sich der gefangene Vogel die Flügel an den Stäben seines Käfigs zerstößt, oder ob ihm noch einmal Erfüllung winken werde. An diesem Abend drängten sich ihr diese Fragen besonders schmerzhaft und unabweislich

auf.

»Wie viel besser wäre es doch, das Leben einer Missionairin zu führen, die kleinen braunen Heidenkinder zu unterrichten, als hier zu vegetieren!« klagte sie. »Wie viel besser wäre es, gleich Miß Fry die fieberathmenden Gefängnisse zu besuchen! Wie viel schöner wäre ein Leben voll Gefahren und mit denselben der Lohn für gute, tapfere Thaten, die Hoffnung auf die Herrlichkeit des Himmels!«

»Was nütze ich der Welt?« fuhr sie fort, während sie in jener feierlichen Pause, die Joshua nach seiner Andacht zur Selbstprüfung und frommen Betrachtung für seine Hausgenossen stets eintreten ließ, auf ihren Knien lag. »Stürbe ich morgen, so würde mein Tod keinerlei Lücke hinterlassen. Mein Vater würde mich betrauern, weil er gut ist, aber nicht, weil ich ihm von Nutzen bin oder sein Leben durch mich sich glücklicher gestaltet. Mir liegt nichts ob, was Tante Judith nicht besser als ich vollbringen würde, wenn ich nicht mehr da wäre; sie würde ihr ganzes Herz in die Ausgabe legen, die ich gleichgültig, maschinenmäßig erfülle. Dürfte ich aber über's Meer gehen und die Heidenkinder unterrichten, so würde ich, das fühle ich, ebenso pflichtgetreu und hingebend arbeiten, wie jene guten Frauen, von denen ich gelesen habe.«

Kein Gedanke kam in ihre Seele, daß es für ein junges Mädchen auch noch heitere Lebensaussichten geben könne. Sie beschloß, sich auf die Laufbahn einer Missionairin vorzubereiten, noch mehr zu lesen, noch aufmerksamer auf die Lehren ihres Vaters zu sein als bisher, um sich auf die hohe Stufe zu erheben, aus welcher sie gewürdigt werden könne, ausgesandt zu werden, um die Leuchte der Religion unter die Heiden zu tragen. Inmitten dieser erhabenen Entschlüsse kam ihr aber plötzlich der Gedanke: »Wenn ich Mr. Pentreath wäre, so würde ich Soldat. Ob er es denn gar nicht müde wird, hier in Combhaven zu leben? Er hat freilich sein Pferd und besaß bis vor Kurzem seine Yacht, das macht einen Unterschied. Wäre ich aber frei wie er und trüge einen guten alten Namen, so würde ich doch streben, etwas Anderes zu werden, als ein müßiggehender Landsquire. Ich höre es ja, wie man über ihn und seinen Bruder in Combhaven spricht, Mr. Arnold wird überall geachtet, weil er zur See gegangen ist.«

»Nimm Dein Licht, Kind, und gehe zu Bett,« sagte Miß Haggard zu Naomi, sobald man vom Abendessen aufgestanden war, »ich habe noch ein paar Worte mit Deinem Vater zu reden.«

Von allen Dingen, welche des Predigers menschlicher Schwachheit mißfällig erschienen, war

ihm am mißfälligsten, wenn seine Schwester Judith ein Paar Worte unter vier Augen mit ihm zu reden wünschte. Diese Einleitung war für ihn von ebenso übler Vorbedeutung, wie dem Abergläubischen der Ruf des Käuzchens oder das Heulen des Hundes in der Nacht ist. Wenn Judith ein paar Worte mit ihm zu reden hatte, so enthielten dieselben sicher keine Annehmlichkeit.

»Nun, Judith, was giebt es?« fragte er, sobald er sich mit ihr allein sah, um nur ohne alle Umschweife sofort das Schlimmste zu hören.

»Weiter nichts, als daß ich es doch so sehr bedauerlich finde, daß Du die Augen nicht etwas weiter aufmachst, um zu sehen, was sich unter Deiner Nase begiebt. Es ist ja recht schön und gut, die Blicke nach dem Neuen Jerusalem zu wenden und ich wäre die Letzte, die ihre Wohnung in der gebenedeiten Stadt verlieren möchte, so lange der Mensch aber unter den Philistern lebt, sollte er doch ein Auge für sein eigenes Haus haben.«

»Was ist denn vorgefallen, Judith? Das neue Faß irische Butter wird doch nicht ranzig sein? Ich habe für das Pfund einen halben Penny mehr gezahlt als das vorige Mal.«

»Nein, Joshua, die Butter ist so Faß wie frisches

Nußmark. Mir gefällt aber der Verkehr Deiner Tochter mit Mr. Pentreath nicht.«

»Was willst Du damit sagen, Judith?« rief der Prediger mit einem unwillkürlichen Ausbruch des Unwillens.

»Sie bringt ihn mit zum Thee nach Hause, als ob er ihres Gleichen wäre. Eine hübsche Geschichte, man wird sich in Combhaven weidlich die Mäuler darüber zerbrechen.«

»Ich sehe gar keine Veranlassung für die Leute, darüber zu reden, daß des Squire's Sohn eine Tasse Thee bei uns trinkt. Er ist besser geboren, als meine Tochter, das gebe ich zu, aber nicht besser erzogen. Naomi ist ihrem Wesen und ihrer Gesinnung nach eine Dame und daher für keinen Mann zu gering; achtet sie sich so gering, daß sie nicht jedem Manne Achtung einflößt, so ist sie weniger, als meine Tochter sein sollte.«

»Das klingt Alles recht schön,« widersprach Judith, »besser wäre es aber doch, Du paßttest auf, daß kein Unheil geschieht. Hast Du nicht gehört, was Jabez Long sagte, als ich wie ein Sklave arbeitete, um den jungen Mann wieder in's Leben zu bringen? Einen Menschen vom Wassertode retten, bringt Unglück. Sieh Dich vor, daß die Prophezeiung sich nicht an uns

erfüllt. Mir gefällt es nicht, daß Mr. Pentreath bei uns aus- und eingeht.«

»Aber, Judith, Du kannst doch weder schwach noch gottlos genug sein, um Dich an solchen albernem Aberglauben zu kehren.«

»Das ist denn doch noch die Frage. In dem größten Aberglauben liegt zuweilen ein Körnchen recht gesunder Vernunft.«

»Zuweilen, das mag vielleicht sein, in diesem Falle liegt aber nicht ein Jota darin. Unsere Fischer haben den Aberglauben aus dem Norden, er ist in Shetland allgemein.«

»Tu was Du willst, ich habe Dich gewarnt,« sagte Judith mit beleidigter Miene. Ich fürchte, Du hast zu viel Buchgelehrsamkeit, um lebensklug sein zu können.«

---



## Fünftes Kapitel.

### *Der Prediger macht eine Reise.*

In Comhaven ging das Leben im ruhigen, ausgefahrenen Geleise weiter. Jeder Tag und jede Woche brachten dieselben Pflichten, dieselben Sorgen und wenig aufregende Zerstreuungen — Zerstreuungen, die an und für sich so geringfügig waren, daß sie dem außerhalb des ländlichen Kreises stehenden Beobachter vollständig unsichtbar geblieben sein würden. Selbst der Wechsel der Jahreszeiten brachte für die Bewohner der Hochstraße nur sehr unwesentliche Abwechslungen. Die Landleute hatten ihre Erntefeste, ihr Aepfelpflücken, ihr Ciderbrauen und alle derartige Leben und Bewegung in die Häuser der Pächter dringenden Vorkommnisse des Jahres, aber in dem Flecken, der aus Höflichkeit Stadt genannt ward, ging es von Januar bis Dezember in ewiger Einförmigkeit wie in einer Treitmühle. Hätte man nicht bei früh hereinbrechender Dunkelheit die gesellige Flamme in der Schmiede leuchten und durch die Fenster der erhellten Zimmer schimmern sehen, man würde kaum

den Winter vom Sommer unterschieden haben, denn Frost kannte das bevorzugte Klima so gut wie gar nicht. Man hatte wohl Regen und Nebel in großer Menge, wohl kam der Wind über die See gebraust und erschütterte Comhaven, als ob er es vom Boden losreißen und forttragen wollte, aber der traditionelle Winter des Nordens mit dem Mantel aus Schnee und der Krone und dem Szepter aus Eis war hier unbekannt.

Naomi, die an einem nebeligen Novembertage ihr neunzehntes Jahr vollendete, hatte ihre Seele zum Stillsein geschult und erfüllte ihre täglichen Pflichten mit jener Geräuschlosigkeit, welche Derjenige, der in ihr Herz zu blicken und darin ihre Sehnsucht nach einem thätigeren Leben zu lesen vermocht hätte, als den Inbegriff der höchsten Geduld bezeichnet haben würde. Sie hatte sich indeß nicht ganz ohne Kampf gefügt, sondern ihren Wunsch, Missionairin zu werden, ihrem Vater vorgetragen. Er hatte ihr jedoch mit den Worten des Apostel Paulus geantwortet: »Die Frauen schweigen in der Gemeinde!« — Worte, die Naomi sehr hart klangen.

»Ich will ja aber nicht predigen, Vater,« bat sie sondern nur die kleinen Kinder unterrichten.«

»Es giebt hier Kinder genug, die Du unterrichten

kannst, Naomi. Ich bin mit unserer Sonntagsschule gar nicht zufrieden. Die Knaben sind sehr zurück, und wenn es auch mit den Mädchen ein klein wenig besser geht, so bleibt doch noch sehr viel zu thun.«

Naomi seufzte und fügte sich; auf die Antwort ihres Vaters gab es keine Erwiderung. Konnte sie den kleinen englischen Christen, die doch im Glauben an Gottes Wort geboren und erzogen waren, nicht wahrhaften Nutzen bringen, was durfte sie unter den kleinen Heiden, die eine fremde Sprache redeten, auszurichten hoffen? Mr. Pentreath hatte ihr eine hindostanische Grammatik, die er von seinem Onkel, dem Capitain Tremaine, besaß, gegeben und sie hatte im Geheimen die Sprache zu lernen versucht, indem sie jede Viertelstunde, während welcher sie vor dem Schlafengehen noch Licht zu brennen wagte, dazu benutzte. Mehr als eine Viertelstunde durfte sie sich freilich nicht gestatten, denn Tante Judith hatte ein scharfes Auge auf den Verbrauch von Licht in den Schlafzimmern und würde, hätte sie eine allzustarke Abnahme des ihrigen bemerkt, sofort auf sträfliches Romanlesen oder sündliche Eitelkeit beim Haarflechten gemuthmaßt haben.

Da Naomi somit die Ueberzeugung gewann, daß sie weder gut genug sei, noch Kenntnisse genug erlangen könne, um Missionairin zu werden, so fing sie an,

daran zu verzweifeln, daß sie je von dem Kerkerleben im Flecken befreit werden würde. Sie sehnte sich nicht nach Vergnügungen oder schönen Kleidern oder ähnlichen Dingen, die dem Geiste eines in einer Kostschule erzogenen jungen Mädchens vorgeschwebt haben würden, sondern seufzte nur nach Etwas, das Comhaven ihr nicht gewähren konnte, oder besser, sie blickte auf nach einem stärkeren Anker als demjenigen, der sie an die stillen Gewässer ihrer häuslichen Pflichten fesselte.

Ihr Vater liebte sie, daran zweifelte sie nicht, aber seine Zärtlichkeit gab sich äußerlich so wenig kund, daß sie eine sehr große Verwandtschaft mit Kälte hatte. Er war im Verkehr mit seinen Kindern förmlich, weit mehr geneigt zu tadeln als zu loben, ihnen zu rathen, als mit ihnen zu kosen. Da Naomi ihre Mutter schon als Kind verloren, so hatte sie ihrem Vater eine wahrhaft romantische Liebe zugewandt, war ihm mit der Treue eines Hündchens gefolgt und hatte, wenn sie ihn einmal außergewöhnlich lange nicht gesehen, leidenschaftliche Thränen vergossen und gefürchtet, er sei weit weggegangen oder gestorben wie ihre Mutter und sie werde ihn nie wiedersehen. Der Vater hatte damals diese Zärtlichkeit mit beinahe gleicher Wärme erwidert, das kleine Mädchen während mancher Stunde, die er in frommen Betrachtungen zubrachte,

auf seinen Knien gehalten, sie oft auf seinen Wanderungen mitgenommen, sie getragen, wenn sie müde war, in Krankheiten an ihrem Bette gewacht und den Platz der fehlenden Mutter auszufüllen versucht, sehr zum Mißvergnügen von Tante Judith, welche behauptetem eine Frau verstünde mehr von der Pflege eines kranken Kindes als ein Mann, und wäre er auch zwanzigmal der Vater.

Je mehr Naomi vom Kinde zur Jungfrau erwuchs, hatte sich diese Zärtlichkeit von Seiten des Vaters allmählig verloren, wogegen sie bei der Tochter in ihrer vollen Stärke geblieben war, sie war nur zurückhaltender in deren Ausdruck geworden. Sie war zu groß geworden, um noch auf des Vaters Knieen zu sitzen, auch die angenehmen Wanderungen mit ihm mußten eingestellt werden, denn sie mußte lernen und ihre Aufgaben machen. Tante Judith unterrichtete sie in den häuslichen und wirthschaftlichen Arbeiten, Joshua bildete ihren Geist. Der Vater hatte sich in den Lehrer verwandelt und Judith trug Sorge, ihrem Bruder einzuschärfen, er dürfe nicht zu nachsichtig gegen Naomi sein, sonst habe sie nicht Respekt genug vor ihm, um aus seinem Unterrichte den gehörigen Nutzen zu ziehen.

»Als Kinder nannten wir Vater und Mutter Herr und Madam, das weißt Du doch noch Joshua,« sagte sie.

»Ja, Judith, ich wüßte aber nicht, daß wir sie um dessentwillen mehr geliebt hätten. Vater ist ein schönes Wort, es sollte mir leid thun, hörte ich Naomi es mit einem anderen vertauschen.«

Aus reiner Gewissenhaftigkeit und weil er das Beste seiner Tochter dadurch zu fördern glaubte, hatte Joshua gegen Naomi das liebevolle Betragen, das sie so glücklich gemacht, eingestellt. Die Veränderung war aber so allmählig gewesen, daß sie das Fortschreiten derselben kaum bemerkt hatte, und nur, wenn sie auf die seligen Tage der Kindheit zurückblickte, darüber klar ward, wie viel sie von des Lebens Süßigkeit verloren habe. Trotzdem dachte sie nicht daran, sich zu beklagen, oder hatte ihr Vater etwas von dem Glorienschein in ihren Augen eingebüßt. Er war und blieb für sie der vollkommenste Mensch in ihrer kleinen Welt und auch der beste von allen guten Menschen, von denen sie je gehört oder gelesen.

Mr. Pentreath machte fortdauernd Gebrauch von Joshuas Erlaubniß und kam dann und wann zum Thee oder auch zu einem Abendbesuche in sein Haus. Er nahm im letzteren Falle gewöhnlich am Gebet und Abendessen theil und hörte den Bibelauslegungen des Predigers mit der größten Aufmerksamkeit zu.

Joshua nahm die Besuche des jungen Mannes als etwas ganz Selbstverständliches auf, Judith hingegen gab ihre Unzufriedenheit damit reichlich durch Achselzucken, Emporziehen der Augenbrauen und Zusammenpressen ihrer ohnehin dünnen Lippen zu erkennen.

»Wie lieb der junge Squire uns Alle hat,« sagte sie spöttisch zu ihrem Bruder, »wir müssen uns wirklich sehr geschmeichelt dadurch fühlen; ich möchte wohl wissen, ob er Deinetwegen oder meinetwegen kommt?«

Joshua runzelte bei solchen Gelegenheiten in einer Weise die Stirn, wodurch sie belehrt ward, daß sie besser thue, in ihren Bemerkungen nicht weiter zu gehen.

\* \* \*

Wieder war es Sommer geworden — Frühsommer, die süße frische Zeit der Rosen und des neugemähten Heus. Unter jeder Hecke, unter jedem Stein entwickelten die jungen Farrnkräuter ihre grünen befiederten Blätter, die Blumen entfalteten ihre Kelche und verwandelten Wald und Wiese in einen bunten Teppich, der würzige Wohlgerüche ausathmete, das

tiefe durchsichtige Grün des Meeres schien durch jeden Einschnitt des wellenförmigen Landes, durch jede Oeffnung in den Hecken und über das leuchtende Bild der Erde und des Meeres spannte sich ein blauer, wolkenloser Himmel aus.

An einem solchen lieblichen Sommertage verließ Joshua Haggard Combhaven und begab sich auf eine Reise, deren Dauer auf eine Woche berechnet war. Er trug seinen Sonntagsanzug, hatte feste Schnallenschuhe an den Füßen und führte die nöthige Wäsche und sonstige Utensilien in einer kleinen ledernen Reisetasche bei sich. Den größten Theil der Reise legte er in schläfrigen alten Personenkutschen zurück, die letzten zwanzig Meilen mußte er aber zu Fuß gehen. Das Ziel des Predigers war Cornwallis und zwar die Gegend zwischen Lizard und Penzance, wo eine kleine, bescheidene Kapelle eingeweiht werden sollte, deren Prediger sein Schüler war. Der fünfundzwanzigjährige Mann war seines Handwerks ein Schuhmacher, der Abends zu ihm gekommen war, um unter seiner Leitung zu lesen und zu studieren und dabei eine zärtliche Neigung für Naomi gefaßt hatte, der er aber niemals Ausdruck zu geben gewagt. Die Ueberzeugung von der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe war es vielleicht auch gewesen, welche Nicholas Wild vor zwei Jahren veranlaßt hatte, dem



ruhigen Combhaven den Rücken zu kehren und als wandernder Prediger den Stab zu ergreifen. Für seine eigene Leibesnothdurft hatte er die Mittel dadurch herbeigeschafft, daß er die Schuhe seiner Zuhörer flickte, für die Nahrung, welche er den Seelen seiner stets wechselnden Heerde reichte, hatte er aber niemals eine klingende Belohnung beansprucht und war zufrieden gewesen, wenn er sich bei seinen unter freiem Himmel gehaltenen Predigten von aufmerksamen Gesichtern umgeben sah, wenn ungeübte Stimmen die Hymnen, die er ihnen Strophe für Strophe vorsang, im Chor wiederholten. Nachdem er zwei Jahre als Wanderprediger gewirkt, hatte Nicholas in einem bestimmten Distrikt eine so große Popularität erworben, daß er es für rathsam hielt, sich dort niederzulassen und seine Gemeinde hatte es möglich gemacht, ihm an einer Feldecke eine kleine Kapelle zu bauen, die so einsam da lag, als sei sie soeben vom Himmel gefallen und deren ganze Bauart an eine Arche Noah in einem Spielzeugladen erinnerte. Der Tempel Salomonis konnte aber dem Auge seines Erbauers nicht lieblicher erschienen sein als diese kunstlose Scheune denen des guten Nicholas Wild. Er schrieb an seinen geliebten Pastor und Lehrer, theilte ihm sein Glück mit und bat ihn, jetzt, wo das Wort in diesen fernen westlichen Dörfern

durch seine demüthigen Bemühungen Wurzel gefaßt habe, ihm die große Gunst zu erweisen und herbeizukommen, um die erste Predigt in der neuen Kapelle zu halten.

»Ihre Stimme wird den Segen auf mein Werk herabrufen,« schrieb er, »und die Herzen meiner Gläubigen so tief bewegen, wie ich selbst nie hoffen darf, dies zu thun, obschon meine Lehre gesegnet worden ist. Ich möchte die Eröffnung dieses bescheidenen Tempels für sie so lange sie leben zu einem goldenen Blatte in ihrer Erinnerung machen. Ich möchte ihnen die Empfindung beibringen, daß das Tabernakel in den Bergen verherrlicht und geheiligt sei durch die Stimme eines berufenen und auserwählten Boten des Evangeliums, der von allen Dienern Gottes ausgezeichnet und hoch begnadet ist.«

Joshua Haggard hätte es für eine Sünde gehalten, einem solchen Anruf nicht Folge zu leisten. Ueberdies war ihm Nicholas Wild durch sein Wissen und seine Frömmigkeit sehr lieb geworden; er war stolz auf den Erfolg seines Schülers, den er gewissermaßen als sein eigenes Werk betrachten durfte, und sein Herz schlug voll und warm bei dem Gedanken an die kleine Kapelle inmitten der wilden Berge an der felsigen Küste, über welche der dunkelbeschwingte Wasserrabe und die silberweißen Möven hinziehen.

Joshua war diese cornische Küste bekannt und theuer. Auch er war hier lehrend umhergewandert, auch er hatte gepredigt von Camelford bis Penzance und hatte die ausgestreute Saat ausgehen sehen. Sein Name war im Westen ein mächtig wirkendes Wort und er ließ selten einen Sommer vergehen, ohne eine Reise zu machen wie die, auf welcher er sich gegenwärtig befand, um alte Freunde zu besuchen, zu predigen« die Dorfschulen zu inspizieren und andere Pflichten seines Amtes zu erfüllen.

Es war ein heller, lieblicher Junimorgen als die kleine Kapelle sich der ungeduldig harrenden Gemeinde öffnete. Männer, Weiber und Kinder angethan mit ihren besten Kleidern, waren von zwanzig Meilen in der Runde herbeigekommen, um Joshua Haggard predigen zu hören. Die inbrünstigen extemporirten Gebete erhoben sich aus der Versammlung, in der Jeder nach seiner Weise betete, enthusiastische Hymnen wurden gesungen, und dann bestieg Joshua Haggard die kleine Kanzel, öffnete seine Bibel und predigte zwei Stunden über einen seiner Lieblingstexte: »Und da sie zu mir sagten, lasset uns in das Haus des Herrn gehen, freute ich mich.«

Die zwei Stunden erschienen keinem Zuhörer zu lang, vielleicht mit Ausnahme der Kinder, von

welchen einige mitleidswürdig gähnten oder auf ihren Sitzen hin und her rückten und von den Erwachsenen durch Blicke und Puffe zur Ruhe verwiesen wurden, während andere, die in noch zarterem Alter standen, durch die Wärme der Atmosphäre und die sonore Stimme des Predigers in sanften Schlummer gehüllt wurden.

Nicholas Wild war hoch hinausgehoben über alles Irdische und ergoß sich in einen Strom begeisterter Dankbarkeit, als er mit seinem Freunde zu seiner Wohnung im naheliegenden Dorfe wanderte.

»Was Sie heute gethan haben, wird keiner Ihrer Zuhörer jemals vergessen,« sagte er. In mein Herz haben sich Ihre Worte eingegraben. Sie haben mir gezeigt, wie der Prediger einer solchen Gemeinde sein soll, und es soll die Aufgabe meines Lebens sein, dem erhabenen Vorbilde so nahe wie möglich zu kommen. Da ich Sie kenne, müßte mir das eigentlich leicht werden. Ich habe nur dem Beispiel meines Meisters auf Erden zu folgen, um meinem Meister im Himmel ähnlich zu werden.«

»Sachte, Nicholas, sachte, solche Worte verletzen mich. Die Vorsehung ist sehr gut gegen mich gewesen; ich habe meine Wirksamkeit unter angenehmen Verhältnissen gefunden, das Leben ist

mir leicht geworden. Ich bin nicht versucht worden, wie Mancher versucht, noch geprüft, wie Mancher geprüft wird. Leid und Sorge habe ich nicht viel gekannt, Widerwärtigkeiten haben meinen Glauben nicht erschüttert. Ich habe weder Hunger, noch Durst, noch Krankheit, noch Vermögensverluste erlitten. Meine Frau war eine gute Frau« meine Kinder sind liebevoll und pflichtgetreu, mein Geschäft ist einträglich. Ich bin gleich Hiobs, bevor der Satan sich die Erlaubniß erbat, ihn versuchen zu dürfen. Was bin ich denn, daß ich mich rühmen darf oder gestatten könnte, daß Andere mich rühmen?«

Mit feuriger Beredsamkeit erwiderte hierauf Nicholas:

»Alles was ich bin, danke ich Ihnen, wie Saul Alles Samuel dankte. Und Ihre liebliche Tochter, Mr. Haggard, sie gekannt zu haben, eine kleine Weile in ihrer Gesellschaft gelebt zu haben, ist als ob man die Gemeinschaft der Engel gehabt hätte.«

»Nicholas, so dürfen Sie nicht reden. Meine Tochter ist ein gutes Mädchen, aber —«

»Sie besitzt mehr als gewöhnliche Güte. Auch meine Schwestern sind gute Frauen, Naomi gleichen sie aber nicht. Sie ist stark und edel gleich den Frauen der Bibel, eine Frau, die sich für Andere opfern, die

im Stillen leiden kann, welche im Stande ist die großen Thaten einer Deborah und Judith zu verrichten.«

»Mir wäre es lieber, sie gliche Ruth oder Esther,« antwortete Haggard, über den Enthusiasmus lächelnd, durch welchen sein junger Freund sein Geheimnis, verrieth.

»Mir wäre es lieber, sie führte ein einfaches Leben, demüthig, gehorsam, treu, häuslich, das sie selbst glücklich machte und eine Quelle des Glückes für Andere würde.«

»Wir haben oft miteinander über geistliche Dinge gesprochen, Mr. Haggard, und Naomi hat mir vielleicht ihr Herz freimüthiger geöffnet, als sie es Ihnen gegenüber wagen würde. Ich weiß, dieses Herz brennt, gute und große Dinge zu verrichten. Sie möchte in ferne Länder gehen, die Kinder der Heiden zu belehren und Licht in dunkle Hütten zu tragen.«

»Unsinn!« rief Joshua verächtlich. »Sie soll zu Hause bleiben und thun, was ihres Berufes ist. Sie wissen was der Apostel Paulus sagt.«

»Der Apostel Paulus hat auch nicht das Glück gehabt, Naomi Haggard zu kennen,« entgegnete der verzückte Nicholas. »Ich will mir jedoch nicht anmaßen, mit Ihnen streiten zu wollen, mein theurer

Lehrer, sondern möchte nur von Ihnen hören, ob Naomi wohl und glücklich ist.«

»Sie befindet sich Gott sei Dank wohl und hat keine Ursache unglücklich zu sein.«

»Das weibliche Herz ist ein sehr zartes Ding, Mr. Haggard, und gewöhnliche Güter reichen nicht immer zu seiner Befriedigung aus. Hat Naomi irgend eine Absicht, sich zu verändern?«

»Sie meinen damit, ob sie sich zu verheirathen gedenkt?« sagte Joshua. »Ich glaube nicht, wir haben von dergleichen nicht gehört.«

»Für Naomi paßt nur ein bedeutender Mann.«

»Das denke ich nicht; ihr einziger Bewerber, der aber bis jetzt durchaus noch kein anerkannter Bewerber ist, steht übrigens, was Rang und Vermögen anbelangt, so weit über ihr, daß ich mir die Frage vorlege, ob ich recht thue, die Bekanntschaft zu dulden.«

Nicholas Wild erbleichte bei diesen Worten. Er hatte lange jede Hoffnung aufgegeben, Naomi für sich zu gewinnen, trotzdem empfand er einen tiefen Schmerz bei der Nachricht, daß sie möglicherweise bald von einem Andern gewonnen werde und zwar von einem an Rang und Vermögen hoch über ihm stehenden Manne. Der letztere Umstand verschärfte

seinen Schmerz, denn der gute Nicholas war trotz Allem ein beschränkter Kopf und glaubte ein Mann von Rang und Vermögen müsse nothwendigerweise zu den Kindern Belials gehören.

»Es wird schwer fallen, Jemand zu finden, der Naomis würdig ist,« sagte er, »am wenigsten scheint mir das aber ein Müßiggänger, der zu seiner Empfehlung nichts hat als einen vornehmen Namen und schöne Kleider.«

»Der junge Mann, von dem ich rede, ist vom Schicksal nicht allzu freundlich behandelt worden, trotzdem die Geburt ihn zu einem Gentleman gemacht hat und er eines Tages eine schöne Besitzung erben wird. Sie entsinnen sich doch wohl des jungen Pentreath, des Squires Sohn?«

»Gewiß erinnere mich seiner; ein bleicher Jüngling. Wenn Alles wahr ist, was man sich vom Squire erzählt, so gehört er einem bösen Geschlechte an.«

»Alles, was die Leute von ihren Nachbarn erzählen, ist selten wahr,« erwiderte Joshua. »Es ist nicht zu leugnen, daß der Squire in seiner Jugend ein sehr wildes Leben geführt hat und daß er im Alter ein harter unbarmherziger Geizhals geworden ist, das ist aber kein Grund anzunehmen, sein Sohn müsse ihm im Charakter gleichen, im Aeußeren sind Beide



wenigstens so verschieden, daß Jemand, der sie nicht kennt, nie darauf kommen würde, sie wären Vater und Sohn.«

Joshua erzählte seinem Schüler vom Schiffbruch des Delphin und der Freundschaft, die sich seitdem zwischen seiner Familie und Oswald entwickelt habe.

»Ich habe wenig Grund anzunehmen, sein Gefühl für Naomi sei wärmer als die Freundschaft, welche er für uns Alle hegt,« fügte er hinzu, »sie sind aber viel zusammen und es scheint viel Uebereinstimmung in ihren Ansichten zu herrschen.«

»Er kann sie nicht kennen, ohne sie zu lieben,« erwiderte Nicholas warm. »Was sagt denn der alte Squire dazu?«

»Sie meinen ob er die Intimität meines Sohnes mit mir und den Meinen billigt?« fragte Joshua. »So weit ich es beurtheilen kann, billigt er sie so wenig wie er sie mißbilligt. Er läßt seinem Sohn in allen Dingen seinen freien Willen, so lange es sich nicht um seinen Geldbeutel handelt. Sein armes geiziges Herz scheint so ganz erfüllt von der Aufgabe, Geld zusammenzuscharren, daß es keinen Raum für etwas Anderes hat, und wäre es selbst die Existenz seines Sohnes. Der zweite Sohn, der dem Vaterhause entlief und zur See ging, ist ihm nicht ferner als der älteste,

der mit ihm unter einem Dache lebt.«

Das Gespräch endete damit, denn sie hatten das Dorf erreicht, in welchem Nicholas in einem steinernen Landhause zwei kleine Zimmer inne hatte. Das Gebäude war zwar von Kartoffelfeldern umgeben, die Scenerie wurde aber verschönt durch einige Rosenstöcke und Schwertlilien, welche auf beiden Seiten des schmalen Ganges wuchsen, der von der hölzernen Gitterthür bis zum Hause führte.

Die Wirthin des jungen Predigers hatte zu Ehren seines Gastes ein wahres Festmahl bereitet — eine Kartoffelpastete, eine gedämpfte Schweinskeule und Kohl. Alles so reichlich, daß eine Familie daran genug gehabt haben würde.

Joshua blieb die Nacht bei Nicholas Wild. Am andern Morgen um sieben Uhr brach er nach einem tüchtigen Frühstück auf, um sich wieder auf den Heimweg zu machen. Er hätte in einer Entfernung von neun Meilen die nach Helston fahrenden Kutsche treffen und zur Weiterreise benutzen können, er hatte sich aber vorgenommen, wenigstens bis Truro zu gehen und etliche Abstecher zu machen, um Orte und Menschen wieder zu sehen, die er während der Jahre seiner Jugend lieb gewonnen, in welchen er von Haus zu Haus gegangen um gleich einem vom Himmel

gesandten Boten die Wahrheit zu verkündigen.

»Ich fürchte die Reise wird sehr anstrengend sein,« sagte Nicholas, »die Sonne scheint so heiß und die Wege sind sehr staubig.«

»Ich liebe heißen Sonnenschein und mit dem Staube werde ich auch fertig werden,« antwortete Joshua heiter. »Es wird meinem Herzen gut thun, wenn ich die alten Plätze und die alten Gesichter wiedersehe und mich überzeuge, daß man mich nicht vergessen hat.«

Er schulterte seine Reisetasche, schüttelte Nicholas nochmals die Hand, ertheilte ihm seinen Segen und wanderte die Landstraße hinunter mit dem ihm eigenen elastischen Schritt, der am besten bewies, wie leicht ihm seine Fußreise ward.

Es war ein prachtvoller Sommertag. Den blauen, glänzenden Himmel trübte kein Wölkchen, die warme Erde hauchte Wohlgerüche aus. Die beiden Reihen verstreut liegender Gehöfte an der breiten Landstraße, welche das Dorf bildeten, schienen die Grenze der westlichen Welt zu bezeichnen. Darüber hinweg breiteten sich grüne Felder aus und diese wurden eingefast von dem weiten, unendlichen Meer. Man sah hier nichts von den spitzen, zerklüfteten Klippen, so weit das Auge reichte, nur Wiesen und Kornfelder,

welche die Abhänge bedeckten, und in der Ferne ein großes stattliches Haus, das dunkel und einsam gleich der Burg eines Riesen emporwuchs.

Joshua Haggard hatte sich kaum jemals in seinem Leben in einer glücklicheren Gemüthsstimmung befunden als an diesem schönen Junimorgen. Er liebte den Sonnenschein und den milden Westwind, der fast noch mehr erwärmte als die Sonne. Vielleicht war es noch ein Erbtheil seiner spanischen Vorfahren, eine angeborene Vorliebe für sonnenglühende Sierras und einen südlichen Himmel, was ihm dies windstille Sommerwetter und die heiße Mittagszeit so angenehm erscheinen ließ. Ohne Aufenthalt wanderte er Meile für Meile und überließ sich in der ihn umgebenden Einsamkeit der Betrachtung über seine Familie und deren Aussichten. Die am vergangenen Nachmittage mit Nicholas Wild geführte Unterhaltung hatte ihn zum weiteren Nachdenken über seine Tochter und Oswald Pentreath veranlaßt.

Er besaß weder für sich, noch für seine Kinder einen brennenden Ehrgeiz, suchte keine weltlichen Vortheile und hing sein Herz nicht an irdische Dinge, der Gedanken gefiel ihm aber doch, seine Tochter durch eine Heirath mit einem Gentleman und einem Manne, der seinen Rang durch den Grundbesitz erhielt, auf eine höhere gesellschaftliche Stufe

emporgehoben zu sehen. Die Leute auf dem Lande haben eine angeborene Liebe für den Grund und Boden und betrachten in Folge dessen Grundbesitz als den größten Reichthum. Ein Fabrikant mit einer Million im Vermögen würde in Comhaven im Vergleich zu Squire Pentreath, dessen Familie das Land seit unendlichen Zeiten im Besitz hatte, nur ein geringer Mann gewesen sein.

»Warum sollte er sie nicht zur Frau nehmen?« fragte sich Joshua. »Nach Erziehung und Grundsätzen ist sie eine Dame, die Manieren einer solchen hat sie ebenfalls und ihre Schönheit hält den Vergleich mit jeder aus. Was endlich das Vermögen anbetrifft, so könnte ich ihr genug geben, um die Heirath zu einer keineswegs unklugen für Oswald Pentreath zu machen. Ich muß es mir angelegen sein lassen, des jungen Mannes Gesinnungen zu erforschen, am Ende könnte Judith doch Recht haben, daß wir die Sache zu leicht nehmen. Auch über die Ansichten des alten Squire muß ich ins Klare kommen, spielen lasse ich mit meiner Tochter nicht.«

Seit diesem Entschlusse verließ Joshua das Thema, denn er war viel zu klar und bestimmt, um sich von seinen Gedanken wie in einer Mühle umtreiben zu lassen. Bei ihm gab es über keinerlei Gegenstand Verwirrung oder Rathlosigkeit, jede Frage, die ihm

aufstieg, ward reiflich erwogen und befriedigend beantwortet. Sein Leben war freilich, wie er selbst zu Nicholas Wild gesagt, immer leicht und glatt gewesen, das Schicksal hatte ihm bisher noch keine schwer zu lösenden Räthsel aufgegeben. Jeder Mensch begegnet aber zu seiner Zeit einer Sphinx und muß ihr Räthsel lösen oder sterben; Joshua's Zeit war noch nicht gekommen.

Das weite cornische Land zeigte an diesem Sommermittage eine wilde Schönheit, hatte aber nichts Düsteres oder Trostloses. Die wellenförmigen Felder sahen fruchtbar aus, die Wiesen glänzten golden von Ginster, alle Bäche und Teiche blitzten wie Juwelen unter den Strahlen der Alles verwandelnden Zauberin, der Sonne. Drei Meilen vor Penmoyle, einem Dorfe, das Joshua durch Jugenderinnerungen werth war und wo er deshalb einen kurzen Aufenthalt nehmen wollte, bog er von der Landstraße ab und wandte sich einem hügeligen Weidelande zu, in dessen Tiefen Wasserbäche blinkten, während die Höhen mit Ginster bekleidet waren; hier beschloß er eine halbe Stunde Rast zu halten. Er war bereits sieben bis acht Meilen gegangen und hatte noch drei Meilen bis Penmoyle vor sich, wo er in einem befreundeten Hause ein Mittagessen zu finden hoffte, obgleich bei seiner Ankunft die Stunde dafür längst vorüber sein

mußte. Eine Scheibe cornischen Schinken oder ein Stück kalte Pastete oder gebratene Kartoffeln und Speck oder gar frischgebackenen Kuchen gab es sicher, wohin er kam — und alle diese Dinge waren Leckerbissen, an die zu denken dem Prediger eigentlich als sündlich erschien.

Joshua Haggard stieß einen Seufzer aus, welcher die höchste Befriedigung kundgab, als er sich auf dem moosigen Rasen ausstreckte, den süßen Wohlgeruch des Ginsters einathmete und von Schmetterlingen umflattert, von Bienen umsummt ward.

Der Seufzer schien die schlafende Nymphe des Ortes erweckt zu haben, denn es kam eine Antwort darauf im leisen Anstreifen von Frauenkleidern — kein Rauschen — oder frou-frou eines schweren Seidenstoffes, sondern das leise Wehen von bescheideneren Kleidern, wie sie arme Leute tragen.

Haggard wandte den Kopf ein wenig und blickte über den mit Ginster bedeckten Gipfel der Anhöhe, auf welche er sich geworfen hatte, hinweg. Auf der andern Seite der Anhöhe saß neben einem Wasserpuhl ein Mädchen und badete die bloßen Füße in dem Wasser. Der Kopf war unbedeckt den Strahlen der Sonne preisgegeben, ein kleines Bündel lag neben ihr. Die Füße schienen wie Elfenbein durch das

Wasser und Joshuas Herz fing seltsam an zu pochen, halb in Furcht, halb in Staunen: als habe er eine Erscheinung aus der Feenwelt vor sich.

Unwillkürlich fielen ihm die Erzählungen ein, die er in seiner Kindheit geliebt, ehe er zu dem Glauben gelangt, daß die einzigen Erzählungen, welche der Mensch zu seinem Heile lesen und bewundern solle, in der Bibel enthalten wären. Besonders erinnerte er sich eines Märchens von einer Prinzessin, die von einer bösen Zauberin in eine Bettlerin verwandelt, und eines heißen Sommertages wie der gegenwärtige um die Mittagsstunde ihre wunden Füße an einem Bache an der Landstraße wusch.

Er konnte das Gesicht des Mädchens nicht sehen, denn sie saß so, daß sie ihm den Rücken zugewendet hatte, er sah aber die langen blonden Haare der Prinzessin, die so hell und glänzend schimmerten wie die Seide, welche seine Kinder vor etlichen Jahren von den Cocons der von ihnen gezogenen Seidenwürmer abgewickelt hatten.

»Ich habe nicht viel von dem Prinzen, welcher der verwandelten Prinzessin begegnete,« dachte er über diese Reminiscenzen lächelnd, »und ebenso wenig gleiche ich dem glücklichen Abenteurer, von dem ich in jenen Feenbüchern gelesen habe. Das arme Kind



wird aber auch keine Prinzessin sein, sondern die Tochter eines Grubenarbeiters von jenseits der Berge, die ihrem Vater das Mittagessen hingetragen hat. Ob sie jemals in der Bibel gelesen haben mag? Als ich mich vor Jahren in dieser Gegend aufhielt habe ich viel Kinder mit solchem hellen Blondhaar unterrichtet.«

Er beugte sich weiter vor, um das sonnenbeschienene Köpfchen mit dem Flachshaar besser betrachten zu können, dabei rauschte der Ginster, das Mädchen sah sich um und stieß einen Schrei aus; als sie über sich das sie gespannt beobachtende dunkle Gesicht erblickte. Schleunig zog sie die Füße aus dem Wasser, ergriff ihr Bündel und sprang auf, um davonzulaufen, aber Joshua eilte, ihre Absicht bemerkend, schnell die Anhöhe hinunter und stand neben ihr.

»Weshalb willst Du fortlaufen, Kind?« fragte er.  
»Fürchtest Du Dich vor mir?«

Sie sah ihn mit großen blauen Augen an, — Augen von jener seltenen Bläue, in der sich der Azur des Sonnenhimmels zu spiegeln scheint — und ihr Blick drückte eine namenlose Angst aus.

»Lassen Sie mich gehen!« rief sie, als seine starke Hand ihren Arm sanft, aber fest ergriff.

»Ich will Dich nicht festhalten, mein Kind, Du sollst nur nicht vor mir entfliehen, als ob ich ein schreckliche Ungeheuer wäre. Ich will Dir nichts zu Leide thun, sondern möchte Dir armem wanderndem Lamm, wenn dies in meiner Macht steht, Gutes erweisen. Man ist, fürchte ich, bisher nicht gut mit Dir umgegangen, sonst würde der Anblick eines fremden Gesichtes Dich nicht so erschrecken.«

»Sie werden mich nicht zu ihnen zurückbringen?« fragte das Mädchen mit einem Schauer.

»Ich will Dich nirgends hinbringen, wohin Du nicht selbst zu gehen wünschest. Wer sind die Leute, vor denen Du Dich so fürchtest?«

»Die Leute, zu denen ich gehöre.«

»Dein Vater und Deine Mutter?«

»Nein, ich habe nie einen Vater oder eine Mutter gehabt — das heißt, ich habe sie nie gekannt.«

»Wer sind also jene Leute?«

»Die herumziehenden Spieler. Ich war mit ihnen gestern auf dem Jahrmarkt in Helston und bin ihnen davongelaufen. Die Nacht habe ich in einem Heuhaufen geschlafen und bin heute Morgen bis hierher gewandert. Bitte, bitte, bitte, guter Herr, bringen Sie mich nicht zu ihnen zurück!« rief sie bittend die Hände faltend.

»Wandernde Spieler — Seiltänzer meinst Du wohl?«

»Ja, sie spielen und tanzen und springen auf Jahrmärkten und Kirchweihen. Sie haben auch Pferde und nennen sich zuweilen einen Circus, und ich mußte auf dem Rücken der Pferde tanzen und durch Reifen springen. Einmal bin ich so hingefallen, daß ich todt liegen geblieben wäre, wenn die Sägespäne nicht gewesen wären.«

»Armes Kind! Bist Du lange bei ihnen gewesen?«

»Mein ganzes Leben,« antwortete das Mädchen, die unschuldigen Augen weit öffnend. »Ich gehöre zu ihnen, habe nie eine andere Heimat oder andere Angehörige gehabt.«

»Mein armes Lamm! Sind sie sehr hart gewesen?«

Das junge Mädchen zog die Unterlippe ein und überlegte.

»Sie haben mich nie hungern lassen und schlugen mich nicht oft.«

»Aber sie haben Dich doch geschlagen!« rief der Prediger unwillig.

»Ja, wenn ich dumm war und nicht lernen konnte, was sie verlangten. Ich liebte die Pferde und sprang gern durch Reifen, wenn es auch gefährlich war, ich sollte aber auch Kartenkunststücke und Wahrsagen

lernen. Dazu war ich jedoch zu dumm, die Zahlen verwirrten mich, und dann gerieth der schwarze Capitain — er ist der Herr von uns Allen — in Zorn und tobte und schlug mich und fluchte, ach, so schreckliche Worte!«

Die bloße Erinnerung daran war so entsetzlich für sie, daß sie in Thränen ausbrach und einige Minuten lang leidenschaftlich schluchzte. Joshua war daran gewöhnt, der Vertraute und Tröster armer Leute zu sein. Er klopfte der kleinen Heimatlosen sanft auf die Schulter und suchte sie durch freundliche Worte zu beruhigen.

»Du sollst nicht wieder zu jenen Leuten zurückkehren, Kind, wenn ich es verhindern kann,« sagte er, »und ich will dafür sorgen, daß Du Deine Bibel lesen lernst. Ich fürchte, Du hast das nie gelernt.«

»Ist das das Buch, das die Leute in den Kirchen lesen?« fragte sie.

»Ja, und in Kapellen und in jedem christlichen Hause.«

»Was ist das?« fragte das Mädchen verwundert. »Ich weiß nicht, was das bedeutet.«

In den einfachsten, faßlichen Worten versuchte Joshua ihr zu erklären, was die Worte Christ und

Christenthum bedeuten und was der Stifter der christlichen Religion für die Menschheit gethan habe. Sie hörte still und bescheiden zu und verstand das Gesagte auch wohl zum Theil, das Meiste blieb ihr aber doch unklar. Der Schleier der Unwissenheit, welcher ihren Geist umhüllte, war zu dicht, als daß der Lichstrahl der Wahrheit ihn sofort zu durchdringen vermocht hätte.

»Sage mir doch, wie es gekommen ist, daß Du zu jenen Spielern gehörst?« fragte Joshua.

»Das weiß ich nicht. Ich habe immer zu ihnen gehört.«

»Du hast keine Erinnerung, wo Du vorher gewesen bist? Du kannst Dich nicht, wenn auch nur dunkel, an etwas erinnern, was hinter jenem wandernden Leben liegt?

— An Gesichter von Eltern, an eine feste Wohnung?«

»Nein. Die erste Erinnerung, die ich habe, ist an ein kleines, enges Zimmer auf Rädern, das sich immerfort bewegte und an dem die Bäume und Hecken draußen vorübergingen. Ich sah der Bewegung aufmerksam zu und dachte, es sei der Weg, der sich bewege, nicht wir; ich sehe die kleine Ecke in dem Wagen, wo ich schlief, noch ganz genau vor mir, ich drückte mich

immer fest an die Wand und wurde oft stark gerüttelt. Damals lebte meine erste Mutter noch; sie war immer gut gegen mich und ich liebte sie zärtlich, aber sie war oft betrunken. Sie tanzte auf dem gespannten Seil und war sehr geschickt, es hieß, sie sei in London Seiltänzerin gewesen. Einen Abend, es war in Truro, hatte sie wieder getrunken; sie verlor das Gleichgewicht, fiel vom Seil und schlug mit dem Kopf so schwer auf einen Holzblock daß sie sich gefährlich verletzte und bald darauf starb.

Dem Mädchen traten bei der Erzählung des traurigen Endes ihrer Beschützerin Thränen in die Augen.

»Wieso weißt Du, daß diese Frau nicht wirklich Deine Mutter gewesen ist?« fragte Joshua.

»Weil sie mir immer Alle sagten, ich hätte nicht Vater und Mutter. Ich weiß nicht, wie sie zu mir gekommen waren, aber ich gehörte ihnen und Keiner von ihnen war mit mir verwandt. Als Susanna Beck gestorben war, bekam ich eine andere Mutter, sie hieß Harriet Lang, die war grausam gegen mich und schlug mich, wenn ich die Tanzschritte und die Lieder, die sie mich lehrte, nicht schnell genug begriff. Sie war auch eine Tänzerin, aber auf dem Boden, nicht aus dem Seil; sie sang und spielte auch und versuchte sich in

allem Möglichen. Sie trank nicht wie die arme Susanna, aber sie war sehr geldgierig und wenn der schwarze Capitain es nicht sah, schickte sie mich mit dem Tambourin unter die Zuschauer, damit ich bettelte, und das Geld, das ich bekam, nahm sie dann für sich. Eines Tages kam der Capitain aber dahinter und schlug mich und sie; von der Zeit an faßte sie einen Haß gegen mich und behandelte mich hart. Jetzt, wo ich herangewachsen bin, sagte sie, ich sei zu groß für meine Künste geworden, andere kann und mag ich aber nicht lernen und da nahm ich mir vor, bei der ersten Gelegenheit, die sich mir bieten würde, davonzulaufen. Ich wartete und paßte auf und gestern Abend in Helston, als Harriet schlief und die Andern betrunken waren, kroch ich aus der Scheune, in der wir ein Unterkommen gefunden hatten, in's Feld hinaus. Es war warm und sternhell und ich fühlte mich ganz glücklich. Ich lief weit, weit weg, bis ich das Meer gegen die Felsen schlagen hörte, dann kam ich an ein Gehöft und kroch in einen Heuhaufen auf der Wiese. Es roch so süß und ich vergaß, daß ich hungrig war und schlief ein. Als ich aufwachte, schien die Sonne, eine kleine Feldmaus sah mich mit ihren hellen Augen an und ich war sehr hungrig.«

»Armes Kind! Hast Du seitdem nichts gegessen?«

»Ja; eine Frau in einem Dorfe, durch das ich kam,

gab mir ein großes Stück Brod mit Käse.«

»Eine gute Frau! Sage mir jetzt, was Du zu thun gedenkst.«

»Ich will auf den Feldern arbeiten, wenn mich die Leute nur annehmen wollen.«

»Feldarbeiterin! Danach siehst Du mir nicht aus. Zeige Deine Hände her.«

Sie legte eine schmale kleine Hand vertrauensvoll in Joshua's breite braune Handfläche. Es war ein zartes Händchen, auf der Oberfläche zwar von der Sonne verbrannt, aber innen weich und rosig und mit wohlgeformten Fingern und Nägeln. Diese Hand hatte nie grobe Arbeit verrichtet und man konnte sie nach einer sehr verbreiteten Theorie für einen Beweis nehmen, daß die kleine Verlassene eigentlich von guter Abkunft sei.

»Du bist nicht für Feldarbeit geschaffen, mein Kind,« sagte der Prediger mit freundlichem Ernst, »wir müssen eine andere Thätigkeit für Dich suchen. Es würde besser sein, Du gingest als Magd in Dienst, wenn nur Jemand eine Zeitlang Geduld mit Dir haben und Dich unterweisen wollte. Ich bin überzeugt, Du wirst gelehrig sein.«

»Ich habe Alles gelernt, nur nicht die Kartenkunststücke!« rief das Mädchen unschuldig.



»Das Kaninchenkunststück, das Gänseblümchenkunststück und das Taschentuchkunststück habe ich sehr schnell gelernt, aber die Zahlen konnte ich nicht begreifen.«

»Bist Du geschickt mit der Nadel?«

»Gelehrt hat mich die Arbeit kein Mensch. Ich habe aber manchmal die Anzüge ausgebessert und Goldtressen und Flittern aufgenäht, sauber sind die Stiche aber nicht geworden, sie waren immer so groß,« sie gab dabei das Maß des Stiches auf ihrem Zeigefinger an.

»Du würdest die Arbeit lernen, Du würdest wahrscheinlich Alles lernen, was man Dich lehrte,« überlegte Joshua und betrachtete dabei aufmerksam das süße Gesicht mit den zarten, reinen Zügen, dem perlweißen Teint und den azurblauen Augen. Es war ein Ideal mädchenhafter Unschuld, welches sich dem Engel so sehr nähert, wie Irdisches mit Himmlischem sich überhaupt zu berühren vermag, eine Knospe, in welcher der Inhalt des Lebens noch verschlossen ruhte. So unschuldig, so ungekünstelt, so unbewußt, so engelhaft lieblich mag Gretchens Bild im Zauberspiegel der Hexenküche erschienen sein. Das Mädchen hatte den Gretchen-Typus jene blonde Sachsenschönheit, die für die Liebe geschaffen zu sein

scheint, deren Stunde gekommen und deren Zweck erfüllt ist, wenn sie den ersten Geliebten gefunden und sich ihm zu eigen gegeben hat. Es war nicht die Schönheit einer Cleopatra, die berufen ist, Alles zu unterjochen und ihre Anbeter schweren Prüfungen zu unterwerfen, sondern die wonnevolle Erscheinung einer Rose im Juni, welche einmal und nicht wieder blüht.

»Wenn Du mir vertrauen und mit mir kommen willst, so will ich versuchen, Dir eine passendere Thätigkeit zu verschaffen als Feldarbeit,« sagte Joshua. »Ich habe im nächsten Dorfe viele Freunde und werde darunter wohl einen finden, der Dir um meinetwillen Unterkommen und Nahrung giebt. Selbstverständlich wirst Du für Dein Brod arbeiten und gehorsam sein müssen.«

»Ich that immer Alles, was Harriet mich hieß,« antwortete das Mädchen. »Ich werde Alles thun, um mein Brod zu verdienen.«

»Alles was rechtschaffen ist,« fügte des Predigers ernste Stimme hinzu. »Ich hoffe, Du kennst den Unterschied zwischen Recht und Unrecht.«

»Ich weiß, daß es unrecht ist, zu lügen und zu stehlen, aber die meisten von unseren Leuten thaten es.«

»Du thatest es hoffentlich nicht?«

»Nein. Einmal versuchte ich eine Lüge zu sagen, aber die Worte wollten nicht kommen. Es schien etwas in meinem Innern sich dagegen aufzulehnen. Es war mir, als müsse ich ersticken, und ich dachte, sie könnten ja doch weiter nichts thun als mich schlagen — da sprach ich die Wahrheit.«

»Das war brav und gut von Dir. Wenn Du erst gelernt hast, Deine Bibel zu lesen, wirst Du die Wahrheit noch mehr lieben und viele Dinge wissen, die Du jetzt noch nicht kennst.«

»Ich fürchte, das wird lange dauern,« sagte das Mädchen niedergeschlagen, »denn ich kenne nur ein paar Buchstaben, die ich von dem klugen Pony gelernt habe. Von ihm lernte ich auch zählen.«

»Was, von einem Pony?«

»Vielleicht lernte ich es von mir selbst, wenn ich das dem Pony zeigte. Jetzt, Mr. Macaroni, zeigen Sie uns Nr. 10, hatte ich zu sagen, und dann setzte Pony seinen Huf auf die Karte mit der Nummer; es konnte auch die Wochentage sagen und Buchstaben u. s. w.«

»Du wirst lernen Deine Bibel lesen, mein Kind, und mit der Nadel arbeiten und fleißig sein, wie es einem ordentlichen Mädchen zukommt; die Kunststücke mit dem Pony muß Du vergessen.«

»Armer Macaroni!« seufzte das Mädchen, »ich hatte das Pony sehr lieb. Es legte seine gute alte Nase auf meine Schulter und gegen meine Wange; ich bildete mir ein, es bedaure mich. Es war ja doch so klug, da dachte ich mir, es wußte, daß ich unglücklich war.«

»Wie heißt Du, mein liebes Kind,« erkundigte sich Joshua nachdenklich. Eine Art von Vorstellung war selbst in Penmoyle unerläßlich und es erschien deshalb angemessen, sich mit dem Namen seines Schützlings bekannt zu machen, ehe er das Mädchen mit zu seinen Freunden brachte.

»O, ich habe eine ganze Menge Namen gehabt,« antwortete das Mädchen freimüthig. »Manchmal nannten sie mich Mamselle Fantini und manchmal das kleine Wunder.«

»Solche ausländische Namen gehen nicht an!« rief Joshua betroffen. »Bist Du denn nicht getauft?«

»Wenn das irgend etwas mit der Kirche zu thun hat, dann glaube ich es nicht.« antwortete sie. »Sie nannten mich aber meistens Cynthia. Vielleicht ist das mein Name.«

»Cynthia! Es ist auch ein besonderer Name, aber er klingt hübsch und wird genügen.«

Man hatte in Cornwall eine Vorliebe für seltene,

wohlklingende Namen, Mr. Haggard hielt es deshalb für kein zu großes Wagniß, eine Magd unter dem phantastischen Namen Cynthia einzuführen.

»Komm,« sagte er, auf seine große silberne Uhr mit Doppelgehäuse blickend, »wenn Du Dich hinlänglich ausgeruht hast, möchten wir an den Aufbruch denken.«

»Sie bringen mich doch aber ganz gewiß nicht zu jenen Leuten zurück?« fragte das junge Mädchen nochmals mit angstvollem Blick.

»Mein Kind, kannst Du nicht begreifen, daß eines redlichen Mannes ja oder nein ebenso gut ist wie ein Eid? Ich habe versprochen, Dich nicht wieder zu Deinen Leuten zurückzubringen Ich stehe im Begriff, Dich an einen Ort zu führen, wo Du lernen sollst, Dein Brod zu verdienen und eine Christin zu sein.«

»Ist das ebenso schwer wie Wahrsagen?« fragte Cynthia einfach.

»O Kind, Kind, welch traurige Finsterniß in diesem Lande der Aufklärung! Wozu brauchen wir die Heiden in der Ferne aufzusuchen, da wir sie hier in unserer nächsten Nähe haben und sie uns stumm und doch so beredt anklagen, wie schmerzgequälte, vernachlässigte Thiere!«

Cynthia hatte ihre weißen zierlichen Füßchen an

dem von der Sonne durchwärmten Grase abgetrocknet Wären solche Füßchen in Londoner Magazinen käuflich gewesen, würden sich wahrscheinlich Peeresses darum gerissen haben. Sie zog ein paar armselige, zerrissene Schuhe an, die gleich schadhafte Sandalen um ihre Füße hingen. Wäre sie Schottin oder Irländerin gewesen, so würde sie barfuß gegangen sein und sich ganz wohl dabei befunden haben, da sie aber eine Engländerin war, so erschienen ihr diese Zerrbilder von Schuhen doch immer noch besser als gar keine.

Sie nahm ihr kleines Bündel auf und war bereit, ihrem neuen Freunde zu folgen. Sie standen neben einander unter dem wolkenlosen Blau des Himmels, die Lerche sang laut und hell, die Bienen summten, liebliche wilde Blumen sproßten zu ihren Füßen, die ferne See schimmerte zwischen den Hügeln hervor und hob sich wie ein Silberstreifen vom Horizont ab. Sie schienen allein auf dieser einsamen Erde, allein unter diesem azurblauen Himmel; kein Laut einer Menschenstimme war zu vernehmen, man hörte nur den fröhlichen Chorus der Natur — Vogel und Insekt, das Rauschen der Bäume und das Plätschern des Wassers.

»Komm,« wiederholte Joshua, und schweigend wanderten sie nebeneinander der weißlich

schimmernden Landstraße zu.



## Sechstes Kapitel.

### *Cynthia geht in Dienst.*

»Du bist nicht zu ermüdet, um noch drei Meilen zu gehen?« fragte Joshua freundlich nachdem er und Cynthia eine Weile gemeinschaftlich die sonnenbeschienene Landstraße hinuntergeschritten waren.

»O nein, ich habe mich ausgeruht und meine Füße schmerzen mich nicht mehr so sehr, nachdem ich sie gebadet habe.«

»Du warst sehr müde. Es als Du Dich zum Ausruhen niedersetztest?«

»Sehr, sehr müde. Es war mir zu Muthe als müsse ich mich am Wege hinlegen, um nie, nie wieder aufzustehen. Ich dachte, ich müßte vielleicht noch den ganzen Tag gehen und Abends, wenn ich ganz erschöpft wäre, würde ich wohl wieder duftendes Heu finden, wie das von voriger Nacht; dahinein wollte ich mich legen, um wohl nicht wieder aufzumachen. Lieber hätte ich für immer geschlafen, als daß ich aufgewacht wäre, um zu Harriet und dem schwarzen



Capitain zurückzugehen.«

»Du sollst nie wieder zu ihnen zurückkehren. Wenn Dein Vater und Deine Mutter nicht unter ihnen sind, haben sie keinen Anspruch an Dich. Dessen bleibe stets eingedenk. Ich werde Dich zu guten, liebevollen Leuten bringen, machen Dich jene Landstreicher daselbst ausfindig und versuchen Dich mit fortzunehmen, so weigerst Du Dich, ihnen zu folgen. Du bist Herrin über Dein Leben, sie haben nicht das Recht, Dich fortzuschleppen.«

»Ach, Sie wissen nicht, wie stark der Capitain ist,« sagte das Mädchen mit tiefer Niedergeschlagenheit.

Joshua sah ein, daß sie noch nicht fähig sei, die Lehre von der Selbstbestimmung, die er ihr gern beigebracht hätte, in sich aufzunehmen Sie war nicht viel mehr als ein Kind an Jahren und hatte eines Kindes Lebenserfahrung.

»Du brauchst weder den Capitain noch sonst Jemand zu fürchten sobald Du die Bibel lesen lernst und nach den Lehren, die Du dadurch empfängst, Deine Pflicht thust,« ermuthigte sie Joshua. »Der schwarze Capitain ist vermuthlich ein Zigeuner?«

»Er ist sehr dunkel. Seine Haut ist wie Kupfer, die Augen sind schwarz, ach und so furchtbar! In den Ohren trägt er goldene Ringe.«

»Vergiß, daß Du ihn je gesehen hast,« sagte Joshua. »Ich hoffe, er soll Dir in Deinem Leben nicht wieder zu nahe kommen.«

Er malte sich aus, welche Veränderungen das häusliche Leben an der wilden Blume, die er am Wege gefunden hatte, hervorbringen werde. Das jetzt in malerischer Unordnung über Nacken und Schultern des Mädchens fallende Flachshaar ward sauber aufgebunden und unter einer dichten Muslinmütze versteckt. Es war ein Jammer etwas so Schönes zu verbergen, aber es steht geschrieben: »Es ist gut, daß der Weiber Haupt bedeckt sei,« und eine Blume in einem wohlgepflegten Garten kann nicht in der verschwenderischen Schönheit der Natur blühen, gleich der Feldblume, die den Wanderer an Hecken und auf Wiesen entzückt. Ein reinliches Kattunkleid, ein weißes Halstuch und eine weite weiße Schürze traten an die Stelle der Lumpen, welche jetzt lose um die feine, biegsame Figur hingen. Sollte der Zufall ihre früheren Gefährten wirklich nach Penmoyle bringen, so würden sie den Flüchtling in diesem anständigen Anzuge schwerlich wiedererkannt haben, es war aber schwer denkbar, daß sie sich nach jenem abgelegenen langweiligen Ort verirren sollten.

Joshua begann die Wanderung mit seinem gewöhnlichen Schritt, der auf vier Meilen die Stunde

berechnet war, bald bemerkte er jedoch, daß seine Begleiterin ihm nicht zu folgen vermochte, und ging deshalb langsamer. Sie brauchten für die drei Meilen anderthalb Stunden, welche der Prediger benutzte, um Cynthia noch genauer nach ihrem vergangenen Leben auszufragen — nach ihrer traurigen ruhelosen Kindheit, ohne sonnige Erinnerungen, nach den ersten Jugendjahren, in denen sie unbeschützt inmitten schmutziger Scenen und schmutziger Menschen gelebt hatte. Er fand, daß sie ein armes, vernachlässigtes Geschöpf sei, völlig unwissend in allen Dingen, die seiner Ansicht nach die wichtigsten und heiligsten waren, aber er fand nichts Böses an ihr. Sie hatte unter Sündern gelebt, schien aber ohne Sünde geblieben zu sein. Kein unreiner oder niedriger Gedanke formte sich auf diesen lieblichen Lippen zu Worten. Joshua schien es als besitze ihre Jugend und Schönheit eine himmlische Reinheit, welche selbst in der Berührung mit unheiligen Dingen jeder Besudelung entgangen und fleckenlos geblieben war.

Ihr Weg führte sie über eine heiße, staubige Landstraße, die sich bald bergauf, bald bergab wandte. Ungefähr eine halbe Meile vor Penmoyle bogen sie in einen schmalen Feldweg ein, der sich zwischen hohen Hecken voll wilder Rosen und Geisblatt hinzog.

»Ist dies der Weg nach dem Orte, an welchem ich

bleiben soll?«

»Ja, wir sind jetzt ganz nahe bei dem Dorfe.«

»Wohnen Sie hier?«

»Nein. Ich wohne in Devonshire, viele Meilen von hier entfernt.«

»Das thut mir sehr leid. Ich möchte lieber bei Ihnen dienen als bei irgend jemand anders, weil Sie so sehr gut zu mir sind.«

Die sanften blauen Augen blickten voll Vertrauen zu ihm empor; er sagte sich, daß süßere Augen noch niemals in die seinigen geblickt hätten.

\*

\*

\*

Das cornische Dorf Penmoyle war vielleicht der schläfrigste Ort, der sich auf der weiten Erde entdecken ließ. Es gab eigentlich weiter keinen Grund für seine Existenz, als daß die umliegenden Felder bestellt und die Schafe und das Rindvieh gefüttert und gehütet werden mußten und die menschlichen Lastthiere welche diese Arbeit verrichten, doch irgendwo wohnen müssen. So einsam und vergessen das Dorf aber auch sein mochte, besaß es eine Schönheit, welche die Vorsehung nicht jedem cornischen Dorfe verliehen hat. Es war eine alte

Niederlassung und besaß seine alte Klosterkirche, seinen Schutzheiligen und noch Ruinen der Abtei, welche dem Orte zuerst Namen und Ansehen gegeben hatte. Penmoyle war das Centrum einer fruchtbaren Oase inmitten der rauhen Berge und von üppigem fetten Wiesen umgeben. Auf der einen Seite der Dorfstraße lag das Postbüro, auf der andern, ein alter baufälliger Gasthof mit weitläufigen zum größten Theil leerstehenden Stallgebäuden. Dem Wirthshaus gegenüber stand eine Gruppe vornehmer alter Roßkastanienbäume, welche tiefen Schatten gewährten, so daß hier der Landstreicher, wie der Fußreisende einen höchst willkommenen Platz fand, wo er an heißen Tagen rasten konnte, und daß unter den Kastanien das Paradies der Dorfkinder war, wo sie sich allabendlich zum Spielen versammelten. Rechts von den Kastanienbäumen stand die Mädchenschule des Dorfes — keine Freischule, sondern eine Akademie, die sich selbst erhielt und von jeder Schülerin wöchentlich vier Pence Schulgeld erhob — ein weißgetünchtes Landhaus mit grünen Gitterläden vor den Fenstern, einer grünen mit Myrthen bewachsenen Vorlaube und einer grüngestrichenen Hausthür mit messinginem Klopfer; in dem Fenster des einen Zimmers stand ein geflochtenes, in dem des andern ein metallenes Vogelbauer und an beiden

Geranium, Reseda, Basilikum und Nelken in zierlichen Töpfen. Das ganze Haus glich einem Puppenhause.

Es war Nachmittags drei Uhr und an einem Sonnabend, als Joshua mit seiner Begleiterin Penmoyle betrat. Die Schule war für diese Woche vorüber und die Stimmen der Kinder klangen hell unter dem dichten Laube der Kastanien hervor. Joshua ging stracks auf die von Myrthen beschattete Vorlaube zu und setzte den glänzenden Klopfer in Bewegung; das Mädchen blieb ein Stückchen hinter ihm stehen und verwunderte sich über die Sicherheit, mit der er sich einer so prächtigen Wohnung zu nähern wagte.

Die Thür ward von einer Dame im mittleren Lebensalter geöffnet. Auf den ersten Blick erkannte man in der großen hageren Gestalt mit den kleinen steifen Löckchen, die an jeder Seite der schmalen viereckigen Stirn ein Bündel bildeten, die alte Jungfer. Sie trug ein geblümtes Challis-Kleid, das Cynthia sehr schön erschien, und um die Taille einen breiten seidenen Gürtel, der zum Kleide passend, ebenfalls mit eingewebten Blumen verziert und mit einer vergoldeten Schnalle befestigt war. Ein breiter spitzenbesetzter Kragen war mit einer Brache, in welcher ein ohne Zweifel kostbarer, nur nicht genau zu klassificirender Stein glänzte, befestigt; um den Kopf

trug sie ein schmales schwarzes Sammetband; ihre langen goldenen Ohrringe berührten die Schultern. Ihre Augen waren schwarz und blank wie Jetperlen, die Nase scharf und von ansehnlicher Länge, ihr Teint rothbraun und gelblich wie ein Winterapfel.

Sobald sie Joshua's ansichtig ward, stieß sie einen Ruf der Verwunderung und des Entzückens aus.

»Ich dachte gar!« rief sie. »Wer hätte das geahnt! Debbi, komm schnell.«

Der Ruf nach einer unsichtbaren Person war in lauterem Tone ausgestoßen worden. Er lockte aus dem kleinen Wohnzimmer eine ebenfalls in Challis gekleidete zweite Gestalt hervor, welche der ersteren sowohl in Person, wie in Kleidung so ähnlich war, daß Cynthia ganz starr vor Staunen die Blicke immer von Einer zur Andern wandern ließ.

Die beiden alten Jungfern waren keine Zwillinge, wohl aber Schwestern, die zusammen lebten und sich stets ganz gleich kleideten. Die beiden Miß Weblings hatten fünfundvierzig Jahre in beständiger Gemeinschaft zugebracht, sie dachten gleich, aßen und tranken dieselben Nahrungsmittel und in gleichem Maße, kleideten sich gleich, gingen mit dem gleichen Schritte, sprachen mit der gleichen Stimme und mit denselben Ausdrücken, mit der Übereinstimmung

einer einzigen Maschine.

Deborah hob bei Mr. Haggards Anblick die Hände ganz ebenso empor wie Priscilla, riß die Augen in der gleichen Weise auf und rief ebenfalls: »Ich dachte gar! Wer hätte das geahnt!«

Dann folgte ein Freudenausbruch beider Schwestern, sie nahmen den Prediger zwischen sich und führten ihn in das gute Zimmer. Beide Zimmer, die sie hatten, waren der Inbegriff der Sauberkeit und nach ihrer Weise ausgeschmückt, aber dasjenige, in dessen Fenster das messingne Vogelbauer hing, war das gute Zimmer par excellence, wo sie sich an Sonntag-Nachmittagen aufhielten und Theegesellschaften gaben.

»Den Schlüsselblumenwein, Priscilla!« rief die ältere Schwester.

»Und den Kümmelkuchen, Deborah,« fügte die jüngere hinzu.

Cynthia stand während der ganzen Zeit in schweigender Verwunderung in der Vorlaube.

»Welche gesegnete Vorsehung hat Sie denn dieses Weges geführt, mein lieber Mr. Haggard?« fragte Deborah, während Priscilla einen Wandschrank, halb so groß wie das ganze Zimmer, aufschloß und daraus eine Flasche mit dunkelbraunem Wein und einen



Kümmelkuchen auf einem grünen Dessertteller nahm.

Mr. Haggard erzählte kurz, was ihn nach dem Westen geführt, während Priscilla geschäftig ein Glas Wein eingoß und den Kuchen aufschnitt.

»Und Sie sind den ganzen Weg zu Fuß gekommen, nur um alte Freunde wiederzusehen!« sagte Deborah.  
»Wie gut das von Ihnen ist. Sie wissen gar nicht, wie sehr Ihre gesegneten Lehren uns gefehlt haben und wie oft wir an Sie gedacht und von Ihnen gesprochen haben, seit Sie das letzte Mal in Penmoyle waren. Finden Sie den Ort zu seinem Vortheil verändert?« fragte sie mit geheimem Stolze.

»Ich finde Penmoyle so hübsch und friedlich wie immer,« erwiderte Joshua.

»Haben Sie sich denn gar nicht umgesehen? Auf der linken Seite, wenn man von Truro kommt, ist ein neues Haus gebaut worden, das trägt doch wesentlich zur Verschönerung des Ortes bei. Mrs. Simmons hat das Schaufenster ihres Ladens auch vergrößert und das Haus abputzen lassen und endlich ist die Wetterfahne auf dem Kirchthurm vergoldet worden. Wir haben hier im Frühjahr ein sehr geschäftiges Leben gehabt.«

»Und Ihre Schule? Ich hoffe, in der geht es auch sehr gut?«

»An Schülerinnen haben wir keinen Mangel, im

Gegentheil, mir kommt es aber vor, als würden die Kinder immer träger und dummer; das Unterrichten wird nachgerade eine schwere Arbeit. Hätten wir nicht den Trost, daß wir ein ansehnliches Sümichen für die alten Tage zurückgelegt haben, so wäre es traurig; wenn man aber weiß, daß man keine Noth zu leiden braucht, wenn man auch nicht mehr arbeiten kann, so hilft das über Vieles hinweg. Sie bleiben hoffentlich ein paar Tage hier, Mr. Haggard?«

»Das ist mir zu meinem Bedauern nicht möglich. Ich muß noch heute nach Truro, um von dort aus mit der Nachtkutsche weiter zu fahren und morgen zum Gottesdienst in Comhaven zu sein. Es ist kein Prediger da, der sich in meiner Abwesenheit meiner Gemeinde annehmen könnte.«

Diese Erklärung wurde von beiden Schwestern mit lebhaftem Bedauern aufgenommen. Sie hätten, sagten sie, gehofft, er werde dableiben und in ihrem Tabernacle predigen, welchen stolzen Namen sie einem neben dem Kramladen befindlichen Gebäude beilegten, das seine Laufbahn als Scheune begonnen hatte.

»Ich möchte alle alten Freunde wiedersehen, Sie wissen ja, Penmoyle war während meiner Wanderjahre immer der Ort, den ich mir am liebsten zum

Mittelpunkt für meine Kreuz- und Querzüge wählte.« sagte Joshua, »ich kam jedoch zuerst zu Ihnen, Miß Webling, weil ich Sie um eine große Gefälligkeit bitten wollte. Draußen steht ein Mädchen —«

»Ja- ich sah sie,« rief Priscilla eifrig, »eine Vagabondin. Sie steht wirklich noch da. Hat man je eine solche Unverschämtheit gesehen!«

»Ich habe sie mitgebracht,« sagte Joshua.

»Sie! Ich dachte, sie hätte Sie angebettelt. Sie sieht sehr verdächtig aus.«

»Ich glaube nicht, daß etwas Böses an ihr ist,« entgegnete der Prediger, »selbst wenn dies aber wäre, denken Sie an Ihn, der gesagt hat, er sei zu den verlorenen Schafen in Israel gesandt. Es ist die Pflicht der Verkündiger seiner Lehre, die Verlorenen aufzusuchen und zu erretten. Ich habe dies verirrte Lamm am Wege gefunden.«

»Lieber Mr. Haggard, ich fürchte, sie hat ihre Güte gemißbraucht.«

»Das glaube ich nicht. Ich habe sie scharf ins Verhör genommen; sie scheint mir unschuldig und gut, ist den Jahren nach noch nicht viel mehr als ein Kind und bedarf dringend der Hilfe und des Schutzes. Da bin ich denn aus den Gedanken gekommen, daß Sie die rechten Leute wären, ihr zu helfen.«

»Wir! O, Mr. Haggard, Sie wissen doch, daß wir in unserem Hause nie ein Körnchen Staub dulden. Was sollten wir mit einem Mädchen anfangen, dem die Kleider in Fetzen vom Leibe fallen und das gelbe Haar wild um den Kopf hängt?«

»Nehmen Sie sie auf, lassen Sie sie sich reinigen und anständig anziehen und lehren Sie sie die Bibel lesen und auf ehrliche Art ihr Brod erwerben. Das ist es, um was ich Sie bitten wollte, Miß Webling.«

»Aber Mr. Haggard, bedenken Sie die Kinder. Ein Geschöpf mit solchem Haar! Was giebt das für ein Beispiel!«

»Flechten Sie ihr das Haar in einen Knoten, wie Sie es tragen oder schneiden Sie es ab, es gilt Alles gleich, wenn Sie nur eine Christin aus ihr machen. Sie hatten doch sonst immer ein Interesse an Missionswerken, Miß Priscilla.«

»Ja, lieber Mr. Haggard, ich bin aber nie dafür gewesen, Dinge mit einander zu vermischen, die auseinandergehalten werden müssen. Heiden bekehren ist ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk, man soll aber Heiden und farbige Christen nicht durcheinander bringen. Deborah und ich möchten gewiß Alles thun, um Ihnen gefällig zu sein, von der andern Seite aber  
—«

»Lassen Sie mich dabei ganz aus dem Spiel, Miß Priscilla, und denken Sie nur an höhere Beweggründe. Ich war ein Fremdling und Ihr habt mich aufgenommen! Das arme Kind steht draußen wartend und ich weiß, sie ist müde und erschöpft. Holen Sie sie herein, thun Sie für sie was Sie können, ich werde Ihnen nachher ihre Geschichte erzählen.«

Priscilla sah Deborah an und Deborah sah Priscilla an, dann blickten Beide aus dem Fenster und betrachteten die draußen stehende Cynthia.

»Sie sieht recht müde aus,« bemerkte Deborah, »und sie kommt mir auch nicht sehr schlimm vor. Böartig scheint sie nicht.«

»Es ginge uns gegen das Gewissen, Mr. Haggard etwas abzuschlagen,« sagte Priscilla, »wenn wir sie aber anständig gekleidet und ihr eine gute Mahlzeit gegeben haben, was soll alsdann mit ihr geschehen?«

»Das wollen wir nachher mit einander ausmachen. Ich dachte, Sie sollten versuchen, sie zu einer guten Dienerin zu erziehen. Sie sieht geweckt und gelehrt aus. Wenn mir recht ist, so haben Sie keine Magd?«

»Nein. Wir haben es ein paarmal versucht, die Mädchen machen aber mehr Verdruß als sie nützen und schmutzen mehr ein, als sie rein machen. Was aber erst ein solches Mädchen leisten sollte, darauf

wäre ich neugierig.«

»Vielleicht mehr als der gewöhnliche Schlag Mädchen. Sie scheint mehr als Durchschnittsbegabung zu haben.«

»Gut,« sagte Miß Webling entschieden. »Um Ihnen dienstwillig zu sein, wollen wir sie hereinholen, sie sauber machen und ihr zu essen geben. Das erinnert mich, daß ich noch eine Frage an Sie zu richten habe,« fügte sie mit einer gewissen Feierlichkeit hinzu: »Haben Sie schon zu Mittag gegessen?«

»Ich habe mich gut vorgesehen,« antwortete Joshua ausweichend, »will jedoch nicht leugnen, daß ein Stückchen kalte Pastete mir annehmbar erscheinen würde.«

»Sie sollen in weniger als einer halben Stunde warme Pastete haben, es stehen zwei im Ofen. Wir backen immer am Sonnabend, um etwas Kaltes für den Sonntag zu haben. In zwanzig Minuten sind sie fertig. Decke den Tisch im anderen Zimmer, Deborah, ich sehe inzwischen nach dem fremden Mädchen.«

»Hätte ich nicht gewußt, daß Sie eine gute Seele sind, wäre ich nicht heute zu Ihnen gekommen, Miß Webling,« sagte Joshua mit einem dankbaren Blick.

Deborah ging hinaus und öffnete die Haustür. Das Mädchen sah sie beinahe mit einem Ausdruck des

Schreckens an. Dieses Bild weiblicher Respektabilität hatte für Cynthia, so sehr sie auch das geblümete Challis-Kleid und die vergoldete Schnalle bewunderte, etwas gorgonenartiges.

»Komm herein und laß Dicht waschen, Mädchen,« sagte Deborah ziemlich streng. Die Anrede war für Cynthia so erschreckend, daß sie zurückfuhr und sich wahrscheinlich geweigert hätte, der Aufforderung Folge zu leisten, hätte nicht Joshua gleichzeitig den Kopf aus dem Fenster gesteckt und mit milder Autorität gesagt:

»Mein Kind, Du wirst Alles thun, was Dir diese gute Dame gebietet.« Daraufhin gehorchte Cynthia wie ein Lamm und folgte Miß Webling nach dem am Ende eines langen Ganges gelegenen Hintergebäude. Sie kamen zuerst in eine äußerst saubere, mit rothen Steinen gepflasterte Küche, mit einem Heerd und Ofenthüren, die wie Gold glänzten, und von dort in eine ebenfalls gepflasterte Küche, in welcher sich in einer Ecke eine Pumpe und ein Abguß, in der andern ein eingemauerter kupferner Kessel und in der dritten Waschgefäße befanden. Deborah hatte es für gerathen gehalten, Cynthia behufs einer gründlichen Reinigung in die Waschküche zu führen.

Sie schürzte ihr Kleid aus, holte eins der

Waschgefäße herab und pumpt es voll Wasser.

»Da,« sagte sie, dem Mädchen einen kleinen hölzernen Napf mit Seife zeigend, »da hast Du Seife und Wasser, und wenn Du nun einen Begriff davon hast, was Reinlichkeit ist, so benütze die gebotene Gelegenheit.«

»Ich danke Ihnen, Madame, es freut mich sehr, daß ich mir den Staub abwaschen kann,« sagte das Mädchen unterwürfig.

Miß Webling sah sich um, vergewisserte sich, daß nichts da war, was die Landstreicherin möglicherweise mitgehen heißen könnte, und verließ sie dann, nachdem sie ihr ein grobes Stück Scheuerleinen als Handtuch bezeichnet hatte.

»Wenn Du Dich rein gewaschen hast,« sagte sie im Hinausgehen, »kannst Du in meine Küche kommen, ich werde sehen, was ich Dir für Kleidungsstücke heraussuchen kann.«

»Ich danke Ihnen, Madame. So ein geblümtes Kleid wie Sie anhaben, würde mir sehr gefallen,« erwiderte das Mädchen unschuldig.

»Unsinn, Kind; dies war während der letzten drei Jahre mein Sonntagskleid, ich habe es erst seit Kurzem für die Werktags-Nachmittage genommen.«

Miß Webling entfernte sich und schloß hinter ihrem



zweifelhaften Gäste die Thür des Waschhauses zu. Priscilla befand sich in der Küche und setzte Geschirr auf ein Präsentirbrett, um den Tisch zu decken; Mr. Haggard war, während die Vorbereitungen zu seiner Mahlzeit getroffen wurden, ausgegangen, um andere Freunde zu begrüßen.

»Komm mit hinaus, Prissy, wir wollen zusehen, daß wir etwas für das Mädchen finden,« sagte Deborah, und beide Schwestern gingen die Treppe hinaus nach ihrem lavendelduftenden Schlafzimmer, wo sie nebeneinander vor einer großen Truhe niederknieten, in welcher sie ihre abgelegten Kleider aufbewahrten. Jedes Stück war sauber zusammengefaltet und hauchte einen Duft von Rosenblättern und Reseda aus. Die Schwestern wählten sehr sorgfältig, überlegten bei jedem einzelnen Stück, das sie in die Hände nahmen und legten manches wieder zurück in die Truhe als noch zu gut, um weggegeben zu werden.

»Wußten wir, daß ein guter Gebrauch davon gemacht würde, so wären wir eher geneigt, ein Opfer zu bringen,« sagte Priscilla, »aber ein derartiges Geschöpf verkauft vielleicht die Sachen, sobald es damit aus dem Hause ist.«

Nach langer Ueberlegung war endlich die Wahl getroffen. Altmodische vergilbte Unterkleider mit

vielen Frisuren und ein Kleid von Kattun mit einem Muster, welches der moderne Geschmack mit Möbelüberzügen in Verbindung bringt, wenn es überhaupt noch aufzutreiben sein dürfte.

Mit dem Kleiderbündel auf dem Arm ging Miß Webling nach der Küche hinunter, schloß das Waschhaus auf und gebot ihrer Gefangenen herauszukommen.

Der Schönheitssinn der alten Jungfer war durch Kultur nicht sehr entwickelt, aber selbst sie ward durch die sich ihrem Auge darbietende Erscheinung zur Bewunderung hingerissen.

Das Gesicht des Mädchens war durch das Bad mit einer rosigen Gluth übergossen, die Augen schienen hell und klar, die Lippen glichen zwei sich öffnenden Rosenknospen, das sonnige Haar hing wie Gold über die Schultern, Arme und Beine hoben sich wie Elfenbein von dem dunklen, zerrissenen Rock, den sie übergeworfen, ab. Das zerfetzte blau und weiße Kattunkleid, das ihr als Obergewand gedient, hatte sie nicht wieder angezogen.

»Ei der tausend!« rief Miß Webling, »was ein wenig Wasser und Seife thut, Du siehst schon viel besser aus. Komm, Prissy, wir wollen sie nun so ordentlich machen, wie wir können.«

Priscilla erschien, bewaffnet mit einem Kamme und einer harten Bürste. Deborah legte einen Bogen Zeitungspapier auf den glänzenden rothen Fußboden ließ das Mädchen auf einen niedrigen Schemel niedersitzen und die Füße auf das Papier stellen, damit ihre schmutzigen Schuhe die erst am Morgen gecheuerten Ziegelsteine nicht beschmutzten, und nun bearbeitete Priscilla das lange Flachshaar in einer nicht allzu sanften Weise mit ihrem Kamme.

Da sie sich bald überzeugte, daß das weiche Haar sehr rein sei, so nahm sie die Bürste zur Hand und begann, nachdem sie sich auch damit genug gethan, eine dicke Flechte zu machen, die sie hinten an dem kleinem Kopfe in einen harten Ball zusammensteckte. Diese neue Frisur veränderte den Charakter des Gesichtchens vollständig und gab ihm eine Art puritanisches Ansehen. Miß Priscillas Kamm und Bürste hatten das Verdienst, Alles-was an diesem Kopfe! wild und romantisch gewesen, wie mit einem Strich hinweggewischt zu haben.

»So, jetzt fängst Du doch schon an menschlich auszusehen,« sagte Deborah beifällig.

»Der Ball da hinten an meinem Kopf, fühlt sich so sonderbar an,« meinte Cynthia, den dicken Klumpen hin und her schüttelnd.

»Ich fürchte, Du kommst aus Verhältnissen, wo Alles, was einem Christenmenschen ähnlich sieht, sonderbar erscheint,« seufzte Deborah.

Es ging nun an das Ankleiden. Sämtliche Kleidungsstücke waren zu lang und zu weit für die zarte, feine Gestalt und mußten aufgebunden und übereinander geknöpft werden. Als das häßliche braun und gelb gestreifte Kleid an die Reihe kam, empfand Cynthia einen leichten Schauer des Entsetzens, aber es war ganz und rein und das ihrige schmutzig und zerrissen, sie mußte für den Tausch sehr dankbar sein. Die großen Hammelkeulen-Aermel verschlangen sie beinahe und ein betollter Kragen von Miß Webling hing wie eine kleine Capote über ihre Schulter herab.

»Du siehst rein und anständig aus und das will für Dich sehr viel heißem« sagte Miß Deborah. Mr. Haggard war inzwischen zurückgekehrt. Der Tisch war im Wohnzimmer gedeckt und die Pasteten wurden aus dem Ofen genommen. Sie bestanden aus Fleisch, Kartoffeln, Zwiebeln und Gewürz, hatten eine braune knusperige Kruste und dufteten sehr appetitlich. Die arme Cynthia schaute mit sehnsüchtigen Augen zu, als Miß Webling das Backwerk anschnitt und das beste Stück für den Prediger aussuchte.

Joshua schien nicht recht geneigt, sich an dem

sauber gedeckten Tisch niederzulassen. Er blickte auf seine Uhr, berechnete wann die Kutsche käme, trat ans Fenster, blickte zerstreut auf die Straße hinaus und schien vergessen zu haben, daß die Mahlzeit seiner warte.

»Die Pastete wird kalt, lieber Mr. Haggard,« sagte Deborah, betroffen über seine ihr ganz ungewohnte Zerstretheit.

»Ich bitte um Verzeihung Die Pastete sieht vorzüglich aus. Apropos, das arme Kind hat seit gestern Abend nichts gegessen als ein Stückchen Brod mit Käse. Sie muß sehr hungrig sein, würden sie ihr auch ein Stückchen von der Pastete geben?«

Miß Webling war innerlich empört Eber diese Zumuthung. Diese Kartoffelpastete, die sie mit eigenen Händen aus dem erlesensten Material gemacht und mit der größten Sorgfalt gebacken hatte, um als Sonntagsspeise zu dienen, einer solchen Landstreicherin zu geben! Entschuldigend besann sie sich, daß Mr. Haggard nie Werth auf Essen und Trinken gelegt habe.

»Ich denke wenn Priscilla ihr einen Teller voll Brod und Käse schnitte —« begann sie.

»Die Pastete scheint aber viel besser,« fiel ihr der Prediger ins Wort. »Bitte lassen Sie sie hereinkommen

und mitessen. Ich möchte, daß Ihnen das arme Kind selbst ihre Geschichte erzählte, denn, ich hoffe sie wird durch ihre Natürlichkeit Ihre Sympathie gewinnen.«

Miß Webling gehorchte mit innerem Widerstreben und rief die Thür öffnend in nicht allzu freundlichem Tone: »Komm herein, Mädchen.«

Sie schnitt ein Stück von der Pastete ab und setzte den Teller mit demselben auf einen unter dem Vogelbauer am Fenster stehenden kleinen Tisch. Eine Landstreicherin mit dem Prediger an demselben Tische essen zu lassen, erschien ihr doch unerhört. Mochte der Herr und Meister des Predigers immerhin mit Zöllnern und Sündern zu Tische gesessen sein, das war vor langer Zeit ehe die Sitten die Verfeinerung erlangt hatten, die sie in Penmoyle besaßen.

Cynthia kam schüchtern ins Zimmer, es war ihr in dem braun und gelb gestreiften Kleide zu Muthe, als ob sie gar nicht mehr sie selbst wäre.

»Gütiger Gott, was haben Sie mit ihr angefangen!« rief Joshua nicht gerade angenehm von der Metamorphose berührt.

»Wir haben unser Bestes gethan, sie anständig zu machen,« sagte Deborah mit Würde, »unsere Sachen passen aber natürlich nicht für ihre Stellung.«

»Das würde nicht viel ausmachen, wenn sie ihr nur paßten,« sagte Joshua, »indeß sie sind ganz und rein und ich hoffe, sie wird sich behaglich darin fühlen. Komm her, Cynthia, setze Dich und iß, dann sollst Du den guten Damen hier Alles wiederholen, was Du mir erzählt hast, als ich Dich auf der Wiese fand.«

Cynthia nahm bescheiden den ihr von Miß Priscilla angewiesenen Platz ein.

Die Pastete war sehr gut zubereitet und der Hunger machte sie noch viel wohlschmeckender für das arme Kind. Die beiden Damen sahen mit Entsetzen, daß Mr. Haggards Schützling mit den Fingern auf den Teller griff.

»Den Gebrauch der Gabel scheint sie nicht zu kennen,« sagte Miß Deborah.

»Sie wird mit der Zeit Alles lernen,« entgegnete Johsua freundlich. Seine ernste tiefe Stimme hatte noch nie, selbst nicht im Gespräch mit seiner Tochter, einen so sanften Ton angenommen.

Nachdem sie gegessen hatte, erzählte Cynthia den Schwestern ihre Geschichte, nicht ganz so naiv, wie sie sie an Joshua erzählt hatte, aber doch mit einer Offenherzigkeit, der weder Deborah noch Priscilla zu widerstehen vermochte, so sehr sie auch geneigt waren, das junge Mädchen mit mißtrauischen Augen

anzusehen. Die Geschichte dieser vater- und mutterlosen Waise, welche ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Glauben und ohne Taufe ausgewachsen, war rührend genug, um mildere Gefühle in dem Herzen der Dorfschullehrerinnen zu erwecken.

»Jetzt will ich Ihnen sagen, was ich wünsche, daß Sie für das Mädchen thun sollen;« begann Joshua. »Nehmen Sie Cynthia gleichzeitig als Magd und als Schülerin an. Sie geben ihr keinen Lohn für ihre Arbeit, die im Anfang sehr wenig Werth haben wird. Ich will das Schulgeld für sie zahlen und für ihre Kleidung sorgen. Lehren Sie sie die Bibel lesen, eine leserliche Hand schreiben und eine Seite Zahlen addieren, mehr verlange ich nicht. Lehren Sie sie ferner mit der Nadel umgehen und ordentliche Hausarbeit verrichten. Sie ist jung und behende genug, um schnell zu lernen und sich nützlich zu machen. In der That, Miß Webling,« fügte der Prediger hinzu indem er in seiner Weise den weiblichen Stolz zu Hilfe rief, »Damen von Ihrer Bildung sollten nicht ohne Magd sein.«

»Wir haben es ja öfter mit Mädchen versucht, Mr. Haggard, und immer nur Plage davon gehabt. Wir halten eine Frau, die wöchentlich zwei Mal zum Putzen und Scheuern kommt, und das Andre thun wir



selbst. Eine Dame bleibt darum doch eine Dame, wenn sie ihre Hände zu rühren versteht.«

»Natürlich,« sagte der Prediger, »aber bei vorrückenden Jahren —«

Priscilla räusperte sich und rückte auf ihrem Stuhle hin und her.

»Wir beanspruchen nicht für junge Mädchen angesehen zu werden,« rief sie, »ich denke aber, weder Debbie noch ich brauchen sich schon alt und hinfällig vorzukommen.«

Joshua sah ein, daß er einen Mißgriff gemacht hatte.

»Um Ihnen gefällig zu sein, Mr. Haggard, denke ich, wir wollen einen Versuch mit dem Mädchen machen,« sagte Deborah. »Es ist natürlich ein Risiko für uns, da sie ohne jedes Zeugniß zu uns kommt, sie scheint mir aber willig zu sein. Ich will es gestehen, es wäre mir nicht unlieb, eine Hilfe zu haben, denn die Kinder machen viel Schmutz mit ihren Stiefeln und man muß ihnen beständig nachräumen. Für ihren Unterricht nehme ich keine Bezahlung und Priscilla wird das ebenfalls nicht thun, obschon es ein saures Stück Arbeit werden wird, mit solchem großen Mädchen ganz von vorn anzufangen. Dagegen nehmen wir es an, daß Sie für ihre Kleidung sorgen wollen, Mr. Haggard, Sie fühlen es nicht so, wenn Sie ab und

zu etliche Ellen Kattun oder einige Paar wollene Strümpfe und dergleichen schicken, da Sie das Alles im Geschäft haben.«

»Gewiß nicht,« sagte Joshua, »das wird mir leicht genug. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Miß Webling, daß Sie meinen Wünschen so freundlich entgegengekommen sind. Wenn Cynthia unter Ihrer Leitung sich nicht sehr gut herausmacht, so wird es ihre eigene Schuld sein und ich werde ferner kein Interesse mehr an ihr nehmen.«

»Ich werde mir um Ihretwegen die größte Mühe geben, die Damen zufrieden zustellen,« sagte Cynthia und blickte ihn dankbar an. O wie lieblich war dieser Blick, wie süß die Dankbarkeit aus diesen Augen von reinster Himmelsbläue.

»Die Damen werden Dich lehren, eine Christin zu sein, Cynthia,« sagte Joshua, »wenn ich wieder nach Penmoyle komme, hoffe ich, Du werdest mir ein Kapitel aus dem Evangelium vorlesen.«

»Wann kommen Sie wieder?« fragte sie schnell.

»Nächstes Jahr vielleicht. Ich komme stets sehr gern hierher und besuche alte Freunde.«

»Ein Jahr das ist eine lange Zeit.«

»Nicht lang für Leute, die ordentlich beschäftigt sind,« antwortete Joshua. »Du wirst viel zu lernen

haben, Cynthia, die Zeit wird Dir daher schnell genug vergehen. Du mußt lernen mit dem Kopf und den Händen arbeiten, Gott lieben und fürchten und Deine Pflicht gegen Deinen Nächsten thun.«

»Ich wünschte, ich könnte mit Ihnen gehen,« sagte Cynthia.

»Das ist ein thörichter Wunsch; ich lasse Dich bei Damen, die sehr gut gegen Dich sein werden.«

»Sie soll das kleine Zimmer im Dache als Schlafstube haben,« sagte Deborah. »Das Dach ist zwar schräg und sie muß sich in Acht nehmen, nicht mit dem Kopf dagegen zu stoßen, es ist aber in der Mitte hoch genug, daß sie aufrecht stehen kann, und das Stübchen ist hübsch und durch das Strohdach sehr warm.«

»Ich frage nicht danach, wo ich schlafe, es ist überall besser als bei den Spielern,« sagte Cynthia. »Wenn Sie wollen, so schlafe ich auf dem Heuboden, Madame.«

»Du mußt mich Miß nennen, ich bin nicht verheirathet,« sagte Deborah. »Und nun Cynthia — was das für ein wunderlicher Namen ist — sieh zu, ob Du den Tisch abräumen und das Geschirr hinaustragen kannst, ohne etwas zu zerbrechen, und dann gehst Du mit dem Tischtuch nach dem Hofe und schüttelst es

dort für die Hühner aus. Wir führen einen reichlichen Tisch, Cynthia, lassen aber nie eine Krume umkommen.«

Hoch erfreut, beschäftigt zu werden, that das Mädchen wie ihr geheißen war, und trug die Schüsseln und Teller geschickt und vorsichtig hinaus. Sie war unter der wandernden Truppe das Aschenbrödel gewesen und hatte gelernt, ihre Hände und Füße geschickt und anstellig bewegen. Deborah sah ihr beifällig zu.

»Ich möchte beinahe sagen, sie wäre besser als die Mädchen, die wir gehabt haben,« sagte sie als Cynthia hinausgegangen war, um die Brosamen des Mahles den Hühnern hinzuschütten. Der Gedanke stieg ihr auf, daß sie mit diesem Werke der Barmherzigkeit vielleicht dem eigenen Vortheil gedient habe. Das Mädchen schien anstelliger als die Töchter der Gruben- und Feldarbeiter der Umgegend, und diese waren überdies noch unverschämt in ihren Ansprüchen, denn sie verlangten für das Vierteljahr ein Pfund oder sogar fünfundzwanzig Schillinge.

Joshua sah wieder auf seine Uhr. Er hatte bis Truro einen Weg von zwölf Meilen zu machen und die Nachtkutsche fuhr von dort um zehn Uhr Abends ab. Jetzt war es fünf Uhr und das Dorf hatte jenes

entzückende Gepräge der Ruhe, welches das gedämpfte Licht des Nachmittags solchen Orten auszudrücken pflegt.

»Ich denke, ich muß mich auf den Weg machen,« sagte er.

»Sie werden doch erst eine Tasse Thee trinken, Mr. Haggard,« rief Priscilla. »Es ist gerade unsere Zeit und der Kessel hängt schon über dem Feuer; in fünf Minuten ist der Thee fertig. Während er zieht, erbauen Sie uns vielleicht durch das Vorlesen eines Kapitels aus der Bibel; das wäre eine Gunst, die uns nicht oft zu Theil wird.«

Sie eilte nach der Küche, wo Cynthia, welche eine natürliche Begabung für häusliche Geschäfte zu haben schien, das Tischtuch soeben sauber zusammenlegte. Priscilla zeigte ihr, wie man das weiß und blaue Theegeschirr und die weiße vergoldete Zuckerschale mit bunt gemalten Landschaften auf das Präsentirtbrett zu setzen habe. Cynthia betrachtete die Sachen mit der größten Bewunderung und wagte sie kaum zu berühren, sie hatte in ihrem Leben so etwas Schönes noch nicht gesehen.

Inzwischen brachte Deborah aus dem Versteck in ihrem Schlafzimmer eine glänzende silberne Theekanne mit schwarzem Henkel hervor — eine

Theekanne, die den Großeltern der Weblings gehört hatte und an und für sich schon ein Zeichen der Respektabilität war, denn in dieser Klasse vertritt die silberne Theekanne die Stelle des Stammbaumes. Das Familienkleinod war zu Ehren des Predigers seiner waschledernen Hülle entnommen worden.

Cynthia trug das Theegeschirr ins Zimmer und Priscilla folgte ihr mit der silbernen Kanne, die sie ihr um keinen Preis anvertraut hätte. Wer konnte wissen, ob die Landstreicherin nicht die Gelegenheit ersah und mit dem Schatz das Weite suchte?

»Setze Dich dort auf den Stuhl an der Thür, Cynthia,« sagte Deborah, als der Theetisch arrangiert war, »und gib Dir Mühe, von Mr. Haggards Lehren Nutzen zu ziehen.«

Cynthia setzte sich auf den ihr angewiesenen Platz und sah den Prediger mit ihren großen blauen Augen gespannt an, als frage sie sich, ob er jetzt Kartenkunststücke machen oder Zahlen rathen werde wie das kluge Pony.

Die Schwestern setzten sich kerzengrade mit gefalteten Händen und erwartungsvollen Mienen an den Theetisch, als wenn sie der ihnen zugedachten Erleuchtung vermöge ihrer hohen Intelligenz schon auf halbem Wege entgegenzukommen gedächten.

Joshua, der sich leicht mit einem Arm auf die Lehne des Stuhles stützte, öffnete seine Taschenbibel und begann zu lesen.

Er wählte die erschütternde Schilderung des jüngsten Gerichtes, die er den Schwestern im Gespräch bereits ins Gedächtniß gerufen hatte. »Und vor ihm werden gesammelt werden alle Völker und er wird sie scheiden wie ein Schäfer scheidet die Schafe von den Löwen.«

Nachdem er das Kapitel zu Ende gelesen, gab er eine kurze, rührende Auslegung des Textes, welche Deborah Thränen entlockte; sie war die weichherzigere der Schwestern, Priscilla hingegen die gelehrtere und geistreichere. Cynthia hörte zu und staunte. Sie war zu unwissend, um durch den Text bewegt zu werden, als aber Joshua in seiner verständlichen, persönlichen Weise die Pflicht des Mitleids und Erbarmens erklärte, drangen seine Worte doch zu ihrem Herzen und durch die Finsterniß ihres Geistes stahl sich ein schwacher Schimmer des Lichtes. Sie faltete die Hände und blickte dankbar von Joshua auf die Schwestern.

»Jetzt kannst Du nach der Küche gehen, Cynthia, und dort sitzen bis wir Dich brauchen, um das Theegeschirr fortzuräumen,« sagte Miß Webling mit

herablassender Güte. »Montag werde ich Dir ein Nähzeug zurecht machen, womit Du Dich Nachmittags beschäftigen kannst.« Cynthia machte einen zierlichen Knix, sie hatte es gelernt, sich nach Ausführung ihrer kleinen Tänze mit einem anmuthigen Knixe von dem Publikum zu verabschieden, und verließ das Zimmer.

»Eine Sache beunruhigt mich noch,« sagte Priseilla, nachdem sie hinaus war. »Wie können wir unser Silber sicher bewahren, da wir ein Mädchen im Hause haben, das wie aus den Wolken herabgefallen ist.«

Das Familiensilber bestand aus einem halben Dutzend abgenutzter Theelöffel, einer Zuckerzange, einem Brodkorb und der bereits erwähnten Theekanne.

»Wenn ich mir ein Urtheil über Charaktere zutrauen darf, so haben Sie nicht zu befürchten, daß dieses Mädchen Sie bestiehlt,« sagte der Prediger. »Sie werden aber bald im Stande sein, sich selbst ein Urtheil zu bilden; ist sie in kleinen Dingen ehrlich, so ist sie es auch in großen; spricht sie die Wahrheit, so stiehlt sie auch nicht.«

Zur innigsten Genugthuung der Schwestern lobte Mr. Haggard den Thee und trank drei Tassen davon.

Es giebt wenig Dinge, in welchen Haushälterinnen



der Schmeichelei zugänglicher sind als im Betreff der Theebereitung, in jenen Tagen waren Thee und Zucker überdies viel kostbarere Dinge als gegenwärtig und ihr Gebrauch gab den Anschein der Vornehmheit.

»Jetzt muß ich aber wirklich gehen, meine gütigen Freundinnen,« sagte Joshua. »Obgleich ich die heute von Ihnen geübte Gute als eine mir persönlich erwiesene Gunst ansehe, spreche ich meinen Dank dafür doch nicht aus, denn Sie haben ein christliches Werk gethan und werden dafür Ihre Belohnung erhalten. Ich möchte, ehe ich fortgehe noch ein paar Worte mit Cynthia reden.«

»Soll ich sie rufen?«

»Nein, ich werde zu ihr nach der Küche gehen.«

Er ging in den Hausflur und öffnete die am Ende desselben befindliche Thür. Die Küche lag nach Westen und war von der Nachmittagssonne in farbenreiche Gluth getaucht. Das tiefe weite Fenster war von einem Kranz von Rosen und Geisblatt umgeben, auf dem Sims standen Töpfe mit Muskathyazinthen welche die warme Luft durchwürzten. Die rothgepflasterte Küche mit ihrem bunten Topfgeschirr und den blinkenden Messing- und Kupfergeräthen machte den Eindruck eines holländischen Gemäldes und inmitten stand Cynthia

träumerisch hinausblickend zu dem Garten, der sanft anstieg bis zu der hohen Hecke, welche ihn von dem übrigen Weidelande, das den Hügel bedeckte, schied. Die Hecken waren mit Hollunderblüthen überschüttet; in einer Ecke des Gartens stand ein Taubenhaus, in der andern ein Brunnen und auf einem Grasplatze vor dem Küchenfenster führte eine Henne ihre Küchleinschaar spazieren.

»Ich will Dir Lebewohl sagen, Cynthia,« sprach Mr. Haggard freundlich. »Ich hoffe, Du fühlst Dich wohl hier?«

»Ja, es ist so friedlich. Ich fühle, daß mich hier Niemand schimpfen oder schlagen wird, aber ich wünschte, Sie blieben hier.«

»Warum, mein liebes Kind?« fragte Joshua, noch mehr als durch die Worte durch den liebevollen Blick, der sie begleitete, gerührt. »Was könnte ich Dir hier nützen? Ich könnte Dich nicht in weiblichen Handarbeiten und nicht in den Geschäften eines guten Dienstboten unterrichten, wie die gütigen Damen es können.«

»Nein, aber ich habe Sie am liebsten,« antwortete Cynthia naiv.

»Ich werde Dich nächsten Sommer wieder besuchen, liebes Kind, und mich sehr freuen, wenn Du

bis dahin Deine Bibel lesen gelernt hast.«

»Ich werde es lernen! sagte Cynthia bestimmt.«

»Und nützlich und fleißig sein. Merke Dir, daß Dir Deinen gütigen Herrinnen in allen Stücken zu gehorchen hast, denn ich weiß, sie werden Dir nie etwas gebieten, was nicht recht ist. Und vergiß nicht jeden Sonntag zwei Mal nach der Kapelle zu gehen und an jedem Abend in der Woche- wenn dort Gottesdienst ist.«

»Ich will Alles thun, was Sie mir sagen.«

»Gottes Segen und der meine sei über Dir, mein Kind,« sagte Joshua feierlich und legte seine Hände auf des Mädchens weiches Haar, »möge er Dich aufnehmen unter seine auserwählten Kinder und Diener! Lebe wohl.«

»Leben Sie wohl, lieber Herr,« sagte Cynthia mit einem tiefen Knix.

So schieden sie, und für manchen der kommenden Tage und Monate nahm der Prediger das Bild der sonnebeschienenen mit dem rosenbekränzten Fenster mit sich, und die Farben dieses Bildes wurden von der Zeit nicht vermischt, sondern behielten ihre volle Frische.

E n d e   d e s   e r s t e n   B a n d e s